Skizzen
aus dem
Alltagsleben.

Von

Frederike Bremer.

Aus dem Schwedischen.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1849.

Skizzen
aus dem
Alltagsleben.

Von

Frederike Bremer.

Aus dem Schwedischen.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1849.

Sommerreise.

Eine Wallfahrt

von

Frederike Bremer.

Aus dem Schwedischen.

Zweiter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1849.

Freitag.

Die See geht hoch. Die meisten Passagiere sind unter dem Deck und unpäßlich. Ich bin jetzt menschenfeindlich genug, mich darüber zu freuen. Ich bin alleiniger Herr des Verdecks, gehe darauf umher und genieße mit Entzücken die reine Luft. Aber das Meer ist dunkel und der Himmel auch. Es ist Abend. Wir steuern gerade nach Norden. Und im Norden, am Horizont zeigt sich ein Lichtstreifen, ein schwacher goldner Schimmer zwischen Himmel und Meer; nur ein Streifen, ein schwacher Schein, aber dennoch — — das freut mich. Es ist das erste Licht, das ich auf meiner Sommerreise sehe. Und das flößt mir heitere Ahnungen ein. „Die Inseln der Seligen", das Land oberhalb des Nordwinds liegt ja im Norden! Ihr Schimmer ist es, der mir winkt. Aber noch ist Alles ringsum grau und kalt. Und man spricht davon, daß es am Johannistag dort oben schneien könne!

Sonnabend.

Hell! Hell! Gott sei gelobt! Ein herrlicher Tag! Wie wunderbar verschieden erscheint uns nicht die Welt an verschiedenen Tagen! Alles glänzt, strahlt und schimmert heute im Licht der Sonne. Aber die Luft ist noch immer kalt. Wir sehen in der Ferne nach mehren Seiten hin Eisberge. Alle Passagiere sind wohlauf und

lustigen Sinnes. Die jungen Leute sitzen um eine rauchende Bowle und singen. Sie sind fröhlich, sie nähern sich ihrer Heimat, ihren Aeltern, ihren Geschwistern, um bei ihnen die Sommerferien zuzubringen. Die Glücklichen! Täglich gehen Einige von ihnen ab und ziehen singend durch die kleinen Städte, an denen wir anlegen.

Diese kleinen Städte! Aermlich und dürftig zuweilen, aber gemüthlich und sauber liegen sie am Meeresufer, von den frischen, salzigen Wogen des Meeres gebadet. Sie haben einen Ausdruck von Behaglichkeit und Genügsamkeit, der mich freut. Ich könnte wünschen, dort zu leben. Und auf dem Kirchhof von Hudiksvall, mit seinen grünen, sonnenbeglänzten, blumengeschmückten Gräbern, mit seiner köstlichen Aussicht auf das Meer, möchte ich ruhen.

Abends.

Den ganzen Tag hindurch sind wir an Eismassen vorübergefahren, bald in Klumpen, die zerfallenen Häusern gleichen, bald in phantastischen Gestalten, gleich Drachen mit Kronen und Hörnern auf den Köpfen. Glänzend und strahlend ziehen sie an uns vorüber und schimmern im Sonnenschein weit, weit hinaus in die blaue Ferne. Jeder neue Eisberg wird von einem eiskalten Wind angekündigt. Am Nachmittag fuhren wir bei einem großen Eisfeld vorüber. Ein schwarzer Seehund lag darauf und sonnte sich. Seitdem hat sich die Luft verändert. Es ist warm und angenehm geworden. Unser Capitain rief ein von Haparanda kommendes Schiff durch das Sprachrohr an und fragte, ob daselbst noch Eis im Hafen läge.

„Nein! Alles offen!“ war die Antwort.

Ein gutes Anzeichen!

Ich habe Bekanntschaft mit einem Manne gemacht, der sehr viel bei mir ist, neben mir sitzt, zuweilen mit mir spricht, noch öfter schweigt. Er gefällt mir, ich

scheine ihm ebenfalls zu gefallen und ich befinde mich wohl in seiner Nähe. Du weißt, daß ich an geheime Sympathien und Antipathien glaube. Es ist auch eine Art von Sympathie, die mich zu diesem jungen Mann und ihn zu mir zieht. Er heißt Adolf Hjelm und ist ein Norrländer.

Sonntag.

Sabbathsstille in der Natur. Stille auch in mir. Dieses Licht, diese Ruhe und diese wunderliebliche Luft wirken wohlthätig auf Körper und Geist. Ich athme leichter und fühle mich wohler. Etwas jugendlich Elastisches und Hoffnungsvolles bewegt sich zuweilen in meinem Innern.

Bei Dernsköldsvik sprang ich ans Land, fand die erste Ackerbeerblüte, küßte den Erdboden und — weinte. Dernsköldsvik — welche Aussicht, wie groß, wie rein, wie klar! Wäre doch mein Leben auch so! — Ach!

Ihr Berge Ångermanlands! Ihr Berge Ångermanlands! Ich erkenne euch wol an euern schönen, wechselnden Formen und Farben! Und wie stehen die herrlichen Birken auf euern Höhen, gleich den Geschlechtshügeln einer Urwelt da!

Hier gehe ich ans Land, umarme die Bäume und zeichne sie. O Natur! Natur, meine Amme, meine Mutter, meine einzige Mutter!

Mein Freund Adolf Hjelm ist eben so wenig glücklich wie ich. Er hat eine junge, geliebte Gattin verloren. Aber wie ruhig, wie fromm, wie groß ist nicht sein Herz gegen ein anderes, das ich kenne! Ich muß mich neben ihm meiner Unruhe schämen. Und wunderbar! Ich fühle diese Unruhe in seiner Nähe weniger. Es ist gewissermaßen, als ob er mit mir in magnetischem Rapport stände. Seine tiefe, milde Stimme flößt mir Ruhe ein, seine bloße Nähe wirkt wohlthuend auf mich, in seine blauen Augen blicke ich mit Vergnügen. Es ist nordische Treue

und Kraft in ihnen. Dieser Blick und die Sonne bezaubert die Schlangen in meiner Brust. Sie schlummern. Und auch „das Volk der Schatten" sehe ich dann nicht mehr um mich.

Montag.

Gestern Abend saß ich mit meinem Freunde auf dem Vorderdeck, während die Sonne in einer großen dunkeln Wolke unterging. Wir sprachen von den tiefen Geheimnissen des Lebens, des Herzens und der Gedanken. Für Das, was er sagte, muß ich ihn lieben, denn es erwärmte mein Herz und meine Brust, nicht glühend, sondern mild wie eine Sommernacht. Und wieder und immer wieder brach die Nacht durch die schwarze Wolke vor mir und blickte auf uns, strahlend und durchdringend wie das Auge Gottes. Endlich war die ganze Wolke von Lichtblicken durchbrochen und zertheilte sich in leichte purpurne Kränze, Federn und Fahnen um den Siegesfürsten. Ein herrliches Schauspiel! Und ich saß neben meinem Freund so ruhig, wie ich früher nie gewesen, und sprach mit ihm von den schönen Geheimnissen des Lebens, in Harmonie mit ihm und — wenigstens für diesen Augenblick — mit mir selbst.

So kam die Nacht über uns. Aber eine Nacht ohne Schatten! Wir saßen still und sahen Meer und Himmel sich ineinander spiegeln und lächelnd träumen. O, Frieden der Seelen ineinander oder — in Gott! — Ewige Sehnsucht!

Dienstag Morgens.

Wieder eine Nacht. Ein Märchen aus „Tausend und einer Nacht", das mich eine Weile wach erhalten wird!

Es war Abend. Wir lagen im Hafen bei Skellefteå auf der ruhigen, spiegelhellen See, lächelnde lichtgrüne Ufer um uns, heller, durchsichtiger Himmel über uns.

Die klangvolle Stimme des Capitains hatte soeben gerufen: „Das Dampfschiff hält hier vier Stunden!“ Boote kamen und Boote gingen, zu dem Schiff und von dem Schiff, voll von Menschen. Adolf Hjelm stieg in eines derselben hinunter und forderte mich auf, mit ihm zu kommen. Am Ufer stand ein offener bespannter Reisewagen. Adolf nahm meinen Arm und nöthigte mich, hineinzusteigen. Und der Wagen rollte — rathe, wohin — nach Bragesholm!

Mein Freund ist der Schwiegersohn — — meiner Stiefmutter!

Die große Spindel des Schicksals zieht ihre Fäden auf eine wunderbare Weise um mich. Wir kamen in den Säulenwald, in meinen Säulenwald, den Vertrauten meiner Kinder- und Jugendträume. Es war eine helle, warme Nacht, von seltsamen Düften erfüllt.

„Fühle!“ sagte Adolf freundlich. „Das ist der Duft, den unsere Fichtenwälder bei Nacht ausströmen. Eine schwache, kranke Brust wird davon gesund.“

Ich sagte nichts. Ich konnte nicht sprechen.

Bragesholm liegt ungefähr eine Stunde Wegs vom Meeresufer entfernt. Als wir dort ankamen, schmolz das Abendroth mit dem Morgenroth über dem Thal und den Gebäuden zusammen. Und beglänzt von diesem Schein, stand gleich der „Frau Minnetrost“ in Fouqué's Zauberring eine hochgewachsene Frau in lichter Kleidung an der Thür des Hauses. Sie breitete ihre Arme meinem Freund entgegen, der sich wie ein Sohn an ihre Brust warf. Dann reichte sie mir die Hand zum freundlichen Willkommen. Freilich wußte sie nicht, wen sie bewillkommnete. Mir war sie nicht fremd. Die Gestalt, das lichte Kleid, die regelmäßigen Gesichtszüge, der feine weiße Teint, der Ausdruck, Alles war mir wohlbekannt, Alles war wie in frühern Tagen, obgleich zwischen Jetzt und Damals zwanzig Jahre dahingerollt waren und die junge Frau in eine alte verwandelt hatten.

Wir gingen ins Haus. In der „großen Freude" stand ein gedeckter Tisch. Schweigend sah ich mich um. Alles war mir so bekannt und doch so fremd. Ich war ein Fremdling in meines Vaters Hause. Träumend ging ich umher.

Adolf weckte mich aus meinen Träumen, indem er mich leicht auf die Schulter schlug und zu seiner Mutter sagte:

„Hier ist ein junger Mann, ein Künstler, der viele Jahre in der Welt umhergezogen ist, um merkwürdige Abenteuer aufzusuchen."

Die alte Frau heftete ihre sanften Augen auf mich und sagte fragend:

„Und Sie haben gefunden, was Sie suchten?"

„Nein!" entgegnete ich. „Was ich gefunden habe, ist nicht der Rede werth. Die Welt ist erbärmlich und langweilig! Es gibt in unserer Zeit keine merkwürdigen Abenteuer mehr!"

Sie lächelte mild, indem sie sprach:

„Vielleicht im äußern Leben nicht. Aber im Innern — — da können wir Alle etwas Ungewöhnliches erleben. Und im Ganzen sind wol auch nur die Abenteuer merkwürdig, die wir in unserm Innern erleben."

Diese Worte fanden Anklang bei mir. Sie öffneten gewissermaßen mein Herz. Und eben wollte ich etwas Erbauliches sagen, als ich aus den innern Zimmern eine jugendliche innige Stimme rufen hörte:

„Adolf! Adolf! Ach, er ist da! Und ich kann nicht zu ihm kommen! Adolf, komm zu mir!"

„Meine kleine Ina! Die Innerste!" rief Adolf und stürzte in die Nebenzimmer.

Ich blieb allein stehen, der alten Frau gerade gegenüber. Ein sonderbares, schmerzliches Gefühl erfaßte mich. Sie war still. Ich lauschte auf das Geflüster von zärtlichen und fröhlichen Stimmen drinnen. Die alte Frau schien dies zu bemerken und lud mich durch eine Hand-

bewegung ein, ihr zu folgen. Ich ging ihr nach durch mehre Zimmer und erblickte Adolf zwischen blühenden Rosenbäumen über ein — ich weiß selbst nicht was — hingebeugt. Er richtete sich empor und ich sah einen Kopf in horizontaler Lage — einen Kopf, wie ich sie auf den Gemälden alter Meister aus azurnem Grunde habe hervorblicken sehen — liebliche himmelblaue Augen, goldgelbes Haar, einen lächelnden Mund, ein paar weiße Schwingen oder Arme und im Uebrigen — nichts. Nein, weiter nichts als eine lichtblaue seidene Decke.

Es was Das, was sie die Innerste nennen. Was sie, diese Innerste, eigentlich ist, das weiß ich nicht und verstehe es auch jetzt noch nicht. Ich glaubte einen Engel zu sehen, der aus lichtem, blauem Himmel hervorblickte. Ich wunderte mich blos, warum dieser Engel so still dalag, warum er nicht frei umher schwebte. Denn Schwingen waren augenscheinlich da!

Ach, mein Freund, Sie sagen, dieses Etwas, diese Innerste sei — ein gelähmtes Mädchen, gelähmt seit zehn Jahren, nur die Hälfte eines Menschen! — Aber ich glaube ihnen nicht! Nein, hier ist nicht Alles in Ordnung. Die Innerste muß eine verzauberte Prinzessin sein und Alles muß sich hier noch in verwandelten Gestalten zeigen.

Als ich von ihr aufsah, begegnete meinen Blicken eine neue Gestalt, die mich mit neuem Erstaunen erfüllte. Ach! Auch sie sollte ich hier wiederfinden — meine erste, meine kindische Liebe, den Cherub, der in seinem Stolz und seiner Schönheit mich beim ersten Morgengrauen meines Lebens entzündete. Jetzt waren die Farben verblaßt, aber die schöne stolze Zauberin war noch immer dieselbe. Sie sang vor uns zur Harfe, von Norrland und von den Erinnerungen der Jugend, wehmüthig süße, kräftige, nächtige Melodien. Ich fühlte die Saiten meines Innern erzittern. Ich konnte es nicht länger ertragen, ich mußte hinaus ins Freie. Draußen wurde mir

wohler; ich war im Stande, wieder hinein zu gehen und mit ihr zu sprechen.

Der Oberst und Fräulein ** waren unterdessen angekommen. Man schwatzte, man lachte, man aß und trank. Ich auch mit. Aber meine Gedanken waren fern oder bei dem schönen bleichen Weib, das gleich mir eine Last von geheimen Gedanken auf dem Herzen zu haben schien.

Nur anderthalb Stunden konnten wir verweilen. Adolf, der versprochen hatte, die Fremden und mich auf den von der Sonne erleuchteten Berg zu führen, brach mit mir auf; der Oberst führte die schöne Ida.

Wir bleiben alle Reisegefährten bis Haparanda hinauf. Von Avasaxa kehre ich mit meinem Freund wieder hierher zurück; ich bin von ihm und seiner Schwiegermutter eingeladen worden. Und dann — ja, was dann? — Ich weiß es nicht. Die Zukunft mag darüber entscheiden! Für jetzt weiß ich blos, daß ich bei der Geliebten meiner Kindheit bin, von denselben Wogen wie sie getragen werde, daß sie frei ist und daß ich noch immer ihr Gefangener werden kann. Ich fühle ihre Macht noch wie in frühern jungen Jahren.

Und sie? Sollte es ohne alle Bedeutung sein, daß wir nach so stürmischen Schicksalen hier wieder zusammentreffen?

Ich schreibe dies Morgens fünf Uhr. Ich kann keinen Schlaf in meine Augen bringen. Man sagt, daß die Sonne im Norden um diese Zeit das Blut fieberhaft aufregt. Ich fühle es in meinen glühenden Adern. Heute werde ich sie sehen, mit ihr zusammen sein.

Ich sehe, wie es steht! Ich sehe, wie es kommen wird! Mein böser Dämon verfolgt mich, und das Volk der Schatten verläßt mich nicht; still schleicht es sich durch das Licht hindurch. In der Kindheit war es mein Bruder, jetzt ist es mein Freund, der zwischen mir und meinem Glück steht. Ich werde einsam und vom Glück

verstoßen sein. Adolf und sie lieben einander, haben nur Augen für sich. Er gedenkt meiner kaum, und sie! — Ach, ich armer Thor! O, mein Freund! Lache nicht über mich, denn es thut so weh, stets von der Hoffnung getäuscht zu werden, wäre sie auch nur eine Thorheit. Sie war so schön, sie lächelte so freundlich und sinnig, sie schien meinen Gedanken entgegen zu kommen! So war auch er gegen mich. Nun bin ich wieder allein! Ich genoß einen Augenblick des Lichts, nun ist Alles wieder dunkel. Aber sei still, Nidhögg, Du Giftspritzer! Ich will zur Mitternachtssonne reisen! Wir, die Mitternachtssonne und ich, wollen einander umarmen, und dann wird Alles gut, hell und vollkommen werden! — Oder — glaubst Du nicht, daß auch sie vor mir zurückweichen — ihr Angesicht vor mir verbergen wird?

„Gott wandte sein Angesicht ab", heißt es in der Schrift. Und der Mensch mußte in seiner Finsterniß bleiben!

Wir müssen nun für einen Theil der Nacht nach Bragesholm zurückkehren und die übrigen unserer Reisenden begleiten.

Bei Adolf's und Ida's erstem Zusammentreffen daselbst sah man, daß Beide einander schon früher, und zwar unter Umständen von ernster Bedeutung, gesehen hatten. Dies war auch wirklich der Fall. Adolf hatte auf einer Reise Ida in einem deutschen Badeort angetroffen und war gegenwärtig gewesen, als ihr Mann erschossen worden war. Obgleich nicht näher von ihr gekannt, hatte er ihr in dieser schweren Zeit Beistand geleistet. Und wenn auch Beide bald voneinander scheiden mußten, so hatten sie doch gegenseitig einen Eindruck von Achtung und Bewunderung empfangen und behalten. Mit diesem frühern Eindruck begegneten sie sich jetzt und freuten sich, einander wieder zu sehen.

Es ist mehr als wahrscheinlich, daß Adolf's Entschluß, seinen neuen Freund, den Künstler, und die rathlosen Fremden zu begleiten, durch die Aussicht, einen Theil des Wegs in Gesellschaft der schönen Ida zurückzulegen, keineswegs geschwächt wurde. Aber „die kleine Zwecke" hatte sich vorgenommen, den Vater festzuhalten. Denn als dieser abreisen wollte, hing sich das Kind an seinen Hals und weinte so bitterlich, da man es wegnehmen wollte, daß Adolf halb im Scherz und halb im Ernst rief: „Er soll mitkommen, ich nehme ihn mit!" mit seinem kleinen Sohn am Halse hinunterlief und sich mit ihm in den Wagen setzte, worüber „die kleine Zwecke" so entzückt war, daß — es dabei blieb. Auch „die Zwecke" sollte die Mitternachtssonne sehen, und so machte denn Frau Cäcilia in aller Eile ein kleines Paquet mit den Kleidern des Knaben zusammen, wickelte ihn in einen warmen Rock und empfahl ihn angelegentlichst der Obhut des Vaters. Und so wurde „die kleine Zwecke" auch ein Reisender nach der Mitternachtssonne.

Aber auch Fräulein **; sie reiste wenigstens bis Torneå mit, woselbst sie von Ida deren kleine Tochter in Empfang nehmen wollte, um sie zu Frau Cäcilia zu bringen, während Ida mit ihrem Oheim die Reise nach Uleåburg fortsetzen würde. Dort wurde sie von einer Familie erwartet, in welcher sie Unterricht in der Musik geben sollte. Frau Cäcilia, die sehr viel von dem jugendlichen Sinn besaß, den man bei den ältern schwedischen Frauen so oft findet, wäre — wie sie sagte — sehr gern selbst mit auf den Mitternachtssonnenberg gereist, wenn sie nicht ihr „Heimwesen" gehabt hätte, das sie festhielt.

„Aber ich will meine Tische und Bänke zum Fest rüsten!" setzte sie freundlich hinzu, „während Ihr die Sonne beseht. Und wenn Ihr hübsch wiederkommt, will ich mit warmen Servietten für Euch bereit stehen!"

Die Reisenden machten sich auf den Weg, der Oberst

völlig zufrieden gestellt von drei Gerichten Lachs, dem leckersten Kalbsbraten und ausgesuchten Waffeln mit Ackerbeer= und Moltebeergelée, heimlich aber voller Verwunderung, wie solche „infame Gerüchte" über eine Frau gleich der Hausfrau und Herrin von Bragesholm in Umlauf hätten kommen können, und ärgerlich über sich selbst, daß er daran hatte glauben können.

Aber wir können dem Oberst die Versicherung geben, daß, wenn er auch als Gast zu jeder Zeit im Hause der Frau Cäcilia eine gute Aufnahme gefunden hätte, Frau Cäcilia doch erst seit einigen Jahren und seitdem sich die Umstände des Hauses wesentlich gebessert hatten, allmälig für sich und die Ihrigen von den Einschränkungen, denen man sich früher in Bragesholm unterwarf, einigermaßen abgewichen war und in Bragesholm lebte, wie man in andern wohlhabenden Häusern auf dem Lande zu leben pflegte.

Wir begleiten nun unsere Reisenden auf das Dampfschiff.

Auf dem ruhigen, glänzenden Meer, unter einem völlig wolkenfreien Himmel, in einer Luft, die man mit wahrem Entzücken einathmete, waren Adolf und Ida zusammen. Sie waren früher bei blutigen und schrecklichen Auftritten, in der Nacht des Lebens, zusammengetroffen. Jetzt sahen sie sich mitten am Johannistag des Lebens und fanden einander schön. Umgeben von magischem Licht, saßen sie zusammen in der stillen Nacht und fühlten sich glücklich in ihrer gegenseitigen Nähe. Wir gedenken keine Erklärung über Das zu geben, was zwischen ihnen vorging; über den Frieden, der sich wie Morgenthau frisch und wohlthuend auf ihre Seele herabsenkte, den bittern Zug aus ihrem Antlitz tilgte und selbiges durch neue Schönheit verklärte; über das erhöhte Leben, das in seinem Blick glänzte und sein angenehmes männliches Benehmen durchdrang. Die schönen Geheimnisse der keimenden Liebe!

Ich freue mich nur über Euch, daß Ihr Euch auf Erden gefunden habt und daß sie Euch mit ihren Wundern segnet. Wie? Und wenn auch das Gefühl, welches für eine Ewigkeit vereinen soll, in einem Augenblick entsteht, wie die Passionsblume mit ihrer strahlenden Sonne. Wahrhaftig! Es gibt Blicke im menschlichen Auge, einen Ausdruck im Menschenantlitz, Töne in der menschlichen Stimme, die in einem Augenblick ihr innerstes Leben mehr als bisweilen ein Zeitraum von funfzehn Jahren offenbaren. Dergleichen entstehen in den Blütenstunden der Seele, unter dem Donner der Nacht oder in dem mittäglichen Frieden des Tages. Und wenn oben im Norden der Hochsommer in der Natur stark und warm kommt und mit Zaubergewalt neue Blumen sich öffnen, wunderbare Schmetterlingsgeschlechter mit brennenden Farben auftauchen und die Wälder Wohlgeruch athmen läßt — sollte da der Mensch von aller Einwirkung frei bleiben? Sollte er nicht heimlich in den magischen Zauberkreis gezogen werden? Gewiß ist, daß das Gefühl, welches Adolf und Ida erfüllte und zueinander zog, ein wunderbares war und sie füreinander in Schönheit erblühen ließ, ohne daß sie selbst darauf achteten!

Erst als sie ans Land kamen und sich trennen sollten, wurden Beide aufmerksam und still. Adolf sollte mit seinen Reisegefährten in Haparanda bleiben, Ida dagegen nach Torneå auf die russische Seite des Flusses reisen, wo sie ihre Freunde und ihr kleines Mädchen zu finden hoffte. Am folgenden Morgen sollte das Letztere der Obhut des Fräuleins übergeben werden, während Ida selbst ihre Reise nach Uleåburg in Begleitung des Obersten fortsetzen sollte.

Es war Abend, als der Dernsköld in Schwedens nördlichster Stadt anlegte.

Adolf begleitete Ida hinüber nach Torneå. Der Oberst blieb an Bord, um das Gepäck der Reisenden zu beaufsichtigen und in die Stadt bringen zu lassen.

Still gingen Adolf und Ida nebeneinander. Es war ihnen wunderlich zu Muthe, wenn sie in die wunderliche Welt ihrer Herzen hinabblickten. Auf der Brücke, welche die beiden Ufer des Torneåelf und mithin die beiden Städte verbindet, blieb Ida stehen und sagte:

„Von hier sehe ich das Haus meines Freundes am Ufer. Lassen Sie uns hier scheiden. Dank und — Lebewohl!"

Adolf hielt ihre Hand fest und sprach, indem er gedankenvoll in den Fluß blickte, der jetzt von den Lichtfluten der sinkenden Sonne gebadet wurde: „Scheiden? Ich gestehe, daß ich es unbegreiflich, unmöglich finde, von Ihnen zu scheiden!"

Ida lächelte traurig und ihr Gesicht war bleich.

„Geht es denn nicht an", fuhr er sinnend fort, indem er mit schönem Lächeln und mit einem wahren Sonnenblick, so licht, so innig und warm, seine Augen auf sie richtete, „geht es denn nicht an, daß einmal zwei Menschen vollkommen aufrichtig und klar gegeneinander sind, wie es der Himmel und die Erde hier auch des Nachts ist? Ich kann mir's nicht anders denken, als daß Sie wie ich fühlen, daß Sie es gleich mir unpassend finden, daß wir uns trennen sollen! Sprechen Sie! Finden Sie es nicht so?"

„Unpassend? Nein!"

„Aber thut es Ihnen weh, wie es mir weh thut?"

„Ja!"

„Gott segne Sie für diese Antwort! Ach, wie herrlich ist die Aufrichtigkeit! Also dann — warum wollen wir scheiden? Sagen Sie mir — glauben Sie nicht, daß wir zusammen bleiben — daß wir zusammen glücklich werden könnten?"

Ida lächelte wieder traurig.

„Auf diese Frage", sagte sie, „muß ich Nein antworten. Nein! Ich kann Niemand mehr glücklich machen. Mein Frühling, meine Jugend, meine Hoffnung, mein

Glaube, Alles ist dahin, dahin für immer. Was ich einst war, kann ich nie wieder werden! Und nimmer werde ich Jemand an mein Schicksal fesseln."

„O, sündigen Sie nicht gegen das Höchste, das Beste!" sprach Adolf innig. „Mistrauen Sie nicht den verjüngenden Mächten des Lichts und der Liebe. Ist das Leben, das Wesen des Menschen mehr ohne Sonne als die Natur? Und sehen Sie, diese hat doch Alles um uns her verjüngt."

„Für ein gebrochenes Herz, für eine gestorbene Hoffnung gibt es keine andere Sonne als die, welche bleich in — der Tiefe des Grabes leuchtet!" entgegnete Ida düster. — „Leben Sie wohl! Dank für Ihren edlen Willen, für diesen kurzen Sommernachtstraum! Er hat mich glücklich gemacht, glücklicher als ich gewesen bin, seitdem — — ich mich erinnern kann. Bin ich so aufrichtig genug?" fuhr sie lächelnd fort. „Diese hellen Nächte sind ansteckend. Aber dieser Beweis von Vertrauen ist der höchste und wahrscheinlich auch der letzte, den ich — — einem Mann geben werde. Leben Sie wohl!"

„Noch nicht!" rief Adolf aufgeregt. „Wir trennen uns hier noch nicht! Ich muß Sie noch sehen, ich muß noch mit Ihnen reden! Ich habe Ihnen so viel zu sagen" — —

„Da kommen meine Freunde mit meinem Kind auf der Brücke!" rief Ida. Sie eilte ihnen entgegen, nahm ein kleines schönes Mädchen in ihre Arme herauf und drückte es mit einer Zärtlichkeit an ihre Brust, die nichts von dem schneekalten Herzen zeigte, das sie gegen Ina bewiesen hatte. Und die kleine schöne Naima, das jugendliche Abbild ihrer Mutter, hing entzückt an dem Hals dieser Mutter.

Adolf war bei ihr geblieben. Er machte Bekanntschaft mit Ida's Freunden, sprach mit ihnen von der Mitternachtssonne auf Avasaxa, erklärte seine Verwunde-

rung darüber, daß Leute, die so in der Nähe, kaum eine Tagereise von diesem Berg entfernt wohnen, nicht ein einziges Mal dort gewesen waren, um dieses nächtliche Fest zu sehen, und wußte ihnen Lust zu dieser Reise einzuflößen und sie zu überzeugen, daß sie für dieselbe kaum jemals glücklicheres Wetter und passendere Gelegenheit als jetzt finden könnten — kurz, er verließ sie nicht eher, als bis sie den Entschluß gefaßt hatten, in der nächstfolgenden Nacht — der Johannisnacht — die Mitternachtssonne auf Avasaxa zu sehen. Daß Ida sie dahin begleiten würde, verstand sich von selbst und war auch ganz nothwendig.

„Der Oberst G** und Fräulein **", sagte Adolf, „begleiten uns morgen, um die Mitternachtssonne zu sehen. Und erst auf Avasaxa kann das Fräulein die kleine Naima in Empfang nehmen. Also, wir treffen uns morgen zur Nacht!"

Ida konnte ein Lächeln über die Gewandtheit und Sicherheit nicht unterdrücken, mit welcher Adolf manoeuvrirte, anordnete und für Andere Beschlüsse faßte, an welche dieselben vorher nicht im Traum gedacht hatten. Aber sie widersetzte sich nicht und schien ein wehmüthiges Vergnügen darin zu finden, ihren Sommernachtstraum noch auf eine Weile zu verlängern. Doch sprach sie kein Wort, sondern ließ die Andern handeln und reden. Und so wurde denn beschlossen, daß Ida, deren Freunde und Naima auf der russischen Seite des Torneåelf, Adolf und seine Begleiter auf der schwedischen Seite reisen und in Avasaxa Alle zusammentreffen sollten.

Die großen braunen Augen des Fräuleins wandten sich mit einem ungemein schelmischen und bedeutungsvollen Blick auf Adolf, als dieser ihr die neugefaßten Pläne mittheilte. Aber Adolf's halbes Vertrauen gegen sie, seine herzliche Bitte, sich seinen Anstalten nicht zu widersetzen, ihr eigner Wunsch, nach Avasaxa zu reisen und die berühmte nächtliche Erscheinung zu sehen, sowie im Allge-

meinen ihre Neigung, Denen den Willen zu thun, die ihr lieb waren — dies Alles erleichterte Adolf's Arbeit nach dieser Richtung hin ungemein.

Schlimmer war es mit dem Obersten. Er polterte fürchterlich und fluchte auf die Mitternachtssonne, auf die Veränderlichkeit und Launenhaftigkeit der Weiber und auf alle unnützen und albernen Unternehmungen, wie des Nachts einen hohen Berg hinanzuklettern, um „ganz dasselbe" zu sehen, was man am hellen, lichten Tage auf der ebenen Erde sehen könne. Das Fräulein mußte Adolf zu Hülfe kommen, den Obersten tüchtig auszanken und seine „Faulheit und Bequemlichkeitsliebe" angreifen, ehe er nachgab und wieder gute Laune kriegte.

Dagegen wurde die Dompropstin ganz entzückt, als sie erfuhr, daß Fräulein ** nach Avasaxa reisen würde, und bot ihr und ihren Begleitern ihren Wagen, sich selbst aber als Reisegesellschafterin an, wogegen Fräulein ** sich verbindlich machte, ihr oben auf Avasaxa beim Schein der Mitternachtssonne eine schmelzende französische Romanze vorzusingen.

Unterdessen lief der Franzose in Haparanda und Torneå herum, klopfte an alle Thüren und fragte nach Lappländern oder lappländischen Gegenständen. Allein nirgends fand er dergleichen und nirgends verstand man ihn, aber an mehren Orten bot man ihm Essen und Trinken an — eine Gastfreundlichkeit, die ihn entzückte.

Das deutsche Fürstenpaar schlief, weil es erwartete, in der nächsten Nacht wachen zu müssen. Die Kammerjungfer und der Kammerdiener gähnten zusammen.

Theodor streifte fieberhaft und melancholisch umher, ohne irgendwo Ruhe zu finden.

Adolf war angelegentlich mit den Anstalten für die Reise des morgenden Tages beschäftigt und schaffte Wagen, Pferde und Kutscher sammt einem Dolmetscher an, weil die gesammte Bevölkerung über Haparanda hinaus nur finnisch oder lappisch spricht — lauter Gegenstände,

die in einer nördlichen kleinen Stadt nicht leicht zu bekommen sind, wenn Jemand nicht so glücklich ist, Freunde oder Bekannte darin zu haben. Aber hier bewies sich die Dompropstin als die beste und thätigste Freundin. Dank ihr und Adolf, bald waren zwei Wagen mit Pferden und Fuhrleuten sammt dem Dolmetscher für den folgenden Morgen bereit. Der Dolmetscher hieß Granquist, und wir getrauen uns zu behaupten, daß ein echterer schwedischer Name, ein besserer Dolmetscher und Wegweiser in ganz Norrland nicht zu finden war.

Der Reisetag war heiß. Die Sonne brannte von dem wolkenfreien Himmel herab. Die Reisenden waren niedergedrückt, die Pferde waren kaum noch im Stande, sich fortzuschleppen. Wir wünschen aufrichtig, daß die Gräfin Ida Hahn-Hahn dabei gewesen wäre. Sie würde dann von dem Klima des schwedischen Nordens einen ganz andern Eindruck, als den „grauen und kältenden" behalten haben, den sie in ihren „Reiseversuchen im Norden" erwähnt. Die bezaubernde Schönheit der Wiesen unterwegs, ihre reichen Blumenmatten, von Birkenwäldern bekränzt, das schöne weiße Vieh*), das hier und da in den Laubgehegen weidete, der stille helle Fluß, dessen offene Ufer der Höhe des Wegs folgten, hier und da kleine Bauerhöfe und Kirchen auf Landzungen im Flusse — und dies Alles von dem blendendsten Licht übergossen — gewährten ein schönes, anziehendes Schauspiel. Man fuhr durch eine ganze Galerie reizender Idyllen, zu denen auch die Freundlichkeit gehörte, mit welcher die Reisenden und ihre Diener in Bauerhöfen und Gasthäusern mit der köstlichsten Milch erquickt wurden, ohne daß sie dafür Etwas bezahlen oder nur ein

*) Alle Hausthiere erbleichen nach dem Norden zu. Dunkelfarbige Thiere, die in die Nordmark gebracht werden, färben sich bald lichter und ihre Abkömmlinge im dritten Glied werden ganz weiß.

Trinkgeld geben durften. (Jomaharra). Der französische Tourist war ganz entzückt. „De si bonnes gens! Mais c'est l'age d'or!" rief er. Er hatte in diesem Jahre bereits fünf Frühlinge erlebt: einen auf Sicilien, den andern in Paris, den dritten in London, den vierten in Kopenhagen und den fünften endlich, den schönsten und wärmsten, hier in der Nachbarschaft des Polarkreises. Aber die Landschaft fand er viel zu wenig ungewöhnlich, und — Lappen und Rennthiere ließen sich durchaus nicht sehen. Mit dem ersehnten Lappenfricassée fing es an bedenklich auszusehen, denn er erfuhr, daß die Lappen mit ihren Heerden um diese Zeit höher hinauf ins Gebirge zu ziehen pflegten, um Schnee und frischere Weide zu finden.

Gegen Abend gelangten unsere Reisenden nach Mattarenghy, die letzte Herberge auf der Reise, ein kleines Dorf aus zwei oder drei Bauergütern bestehend, auf einer schönen, weit ausgedehnten, hügeligen Wiese am Rand des Flusses gelegen, mit einer finnischen Kapelle oben auf einem Hügel, ringsum, so weit der Horizont reicht, von bewaldeten Höhen umgeben, unter denen der Berg Avasaxa hervorragt, ohne sich gerade über die andern Berge besonders zu erheben.

Adolf sorgte für Boote und Ruderer. Schlag neun Uhr trat die ganze Reisegesellschaft die Flußfahrt an, um an den Berg zu gelangen. Die Ruderer, schlanke, schöne Gestalten, aber mit dem düstern Ernst in ihren Gesichtszügen und in ihrem ganzen Wesen, der das Volk der Finnen auszeichnet, ruderten unter tiefem Schweigen. Still saßen die beiden schönen Gatten aus Böhmen, die Schönheit des Abends genießend. Der Franzose saß mit der Büchse in der Hand da und guckte sich nach allen Seiten hin nach wunderbaren Polarthieren mit zwei oder vier Beinen um. Ihm gerade gegenüber saß die Dompropstin mit großen Augen und aufgesperrtem Mund, in düsterer Erwartung irgend eines ungewöhnlichen Aben-

teuers, dann und wann auf Fräulein ** blickend, um zu erforschen, was diese dachte und glaubte. Aber Fräulein ** war gedankenvoll und still und ließ ihre weiße Hand in den Wellen spielen, während ihre braunen Augen halb melancholisch auf der schönen Landschaft herumschweiften.

Adolf und Theodor saßen nebeneinander, mit demselben Gegenstand beschäftigt, aber auf welche verschiedene Weise! Adolf, voll von eigener Unruhe, eigener Erwartung, eigenen Wünschen, Hoffnungen und Plänen, gab nicht Acht auf Theodor und die tiefe Melancholie, die denselben ergriffen hatte.

Es würde schwierig sein, über seine Gemüthsstimmung Rechenschaft zu geben, so dunkel und chaotisch waren die Bilder, die in seiner Seele auftauchten. Eine Art von Fiebermattigkeit war an die Stelle seiner aufbrausenden Gefühle getreten. Er fühlte sich niedergedrückt und unglücklich, unklar und unzufrieden mit sich selbst und mit Allem.

Sie ruderten zwischen niedrigen Holmen hindurch, die von dem schönsten Grün glänzten, sie flogen dahin auf dem schönen hellen Fluß durch Gruppen von reizenden Inseln.

„Die Inseln der Seligen!" dachte Theodor. Aber „die Seligen", die gerechten Menschen, wo waren sie? Er? O nein, nein! Nie hatte er sich weiter vom Ziel entfernt gefühlt, als hier, wo seine Phantasie es ihm vorgespiegelt hatte. Die friedliche Stille und die unaussprechliche Schönheit des Abends vermehrte nur seine Wehmuth.

Nach einstündiger Fahrt war man am Fuß des Avasaxa, der sich vor ihnen erhob, eine unförmliche Masse von Granitblöcken und Steingeröll mit dazwischen liegenden Waldschichten.

Adolf wäre gern wie ein Pfeil den Berg hinangeschossen, um zu sehen, ob schon Jemand oben wäre; aber die „kleine Zwecke" hielt ihn fest, weil sie gehoben

und getragen werden mußte, und außerdem forderte die Artigkeit, den Damen seine Hand hülfreich anzubieten. Das Fräulein dankte ihrerseits und schlug sein Anerbieten aus. Sie wollte den Berg hinauf eine „Menuett mit dem Dolmetscher tanzen“, machte dabei, wie sie selbst sagte, so merkwürdige Pas und sagte während derselben so ergötzliche Sachen, daß die Dompropstin, die ihr keuchend und fächelnd auf dem Fuß folgte, dann und wann stehen bleiben mußte, um vor Lachen das Gleichgewicht nicht zu verlieren, während der Dolmetscher ununterbrochen lächelte. Der Oberst mußte den feinen und geschmeidigen Wuchs des Fräuleins und ihr Talent bewundern, bergaufwärts Menuett zu tanzen. Er selbst schnaubte und raisonnirte, schwur auch bei allen Göttern und Göttinnen, daß er diese Reise nie wieder unternehmen werde.

Hoch oben auf dem Berge war der Boden ziemlich eben. Birken und Fichten wuchsen da und reiche Massen von Haidekraut zeigten sich zwischen Bäumen und Felsen. Hier oben waren etwa hundert Personen in verschiedenen zerstreuten Gruppen versammelt, die meisten mit Lebensmitteln und Flaschenkörben versehen. Man hörte mehre Sprachen reden: schwedisch, finnisch, russisch, deutsch, französisch. Die Aussicht von hier war unermeßlich auf die dunkle, bewaldete Gegend hinab, über welcher die Sonne glänzte, ohne sie zu erhellen. Klar, aber ohne Strahlen stand sie über dem Horizont, düster, in sanfter Gluth, die Gestalten auf dem Berg mit purpurnem Licht übergießend. Bald wurde auch dies durch eine kleine Wolke verdunkelt. Große Rauchwolken stiegen hier und da am Horizont gegen den Himmel empor. Es waren die Spuren der Colonisten in der Wüstenei, die Anzeichen von dem Geist des Ackerbaus, der über den Polarkreis hinaus dringt.

Die Nacht war ruhig, warm und lieblich! Kleine Feuer, hier und da auf dem Berg angezündet, hatten

die Mücken vertrieben. Alles schien zum stillen Genuß dieses großen Naturfestes einzuladen.

Aber — — wer genoß es?

Theodor nicht! Seine Gedanken waren schmerzlich und düster.

Adolf eben so wenig! Er vermißte auf dem Berge eine schwarzgekleidete Gestalt. Zweifel und Fragen bestürmten ihn. Ob sie wol kommen würde? Ausdrücklich hatte sie es nicht versprochen. Vielleicht wollte sie nicht kommen? Oder war unterwegs Etwas vorgefallen? Und je mehr die Zeit vorwärts schritt und sich der Stunde der Mitternacht näherte, desto stärker wurde seine Sehnsucht, seine Unruhe, sein Zweifel und endlich seine Furcht, daß sie nicht kommen würde, daß sie nun wirklich von ihm getrennt sei.

Jetzt war es zwölf Uhr.

Der Franzose feuerte sein Gewehr in die Luft, die Sonne trat in voller Pracht aus der Wolke, sie küßte das schöne Fürstenpaar, und siehe! Jetzt trat aus dem Wald von der russischen Grenze her das schöne ernste Antlitz, vom Licht der Sonne und von der Anstrengung des Heraufsteigens glühend, jene schwarzgekleidete Gestalt, die Adolf einzig und allein die Nacht erhellen konnte. Und Naima, noch höher an Farbe und schön wie ein Cherub, mit bloßen Armen, die dunkelbraunen Locken um den Hals flatternd, ging an ihrer Hand.

Ida war gekommen, aber — — nur um Adolf Lebewohl zu sagen. Das war ihr fester, ernster Vorsatz, den sie wohl überlegt hatte. Sie wollte und durfte nicht auf sein Anerbieten hören, seiner selbst und seiner Schwiegermutter willen, die — das wußte sie — sie nicht zur Schwiegertochter wünschte. Mit bleichem Ernst stand es fest in ihrem Herzen, das Leben des edeln, ritterlichen Adolf nicht zu verdunkeln. Aber ihn nochmals sehen, das wollte sie; ihm danken, sein Bild in ihre Seele aufnehmen, wie eine Sonne in die Nacht ihres Lebens,

und es dort aufbewahren wie ein schönes, reines, strahlendes Bild — — das wollte sie!

Aber Sehnsucht und Unruhe hatten das Feuer in Adolfs Brust vermehrt. Die Wärme, die Innigkeit, die thränenvolle Freude, womit er sie empfing und bewillkommnete, sie waren nicht geeignet, den bleichen Ernst festzuhalten. Sie konnte sich nicht helfen — ihre Blicke gaben den Ausdruck der seinigen zurück.

Theodor sah dies Alles — — diese Blicke, diese Wesen, die in Liebe zusammenschmolzen; er hörte das Flüstern der Liebenden, über denen sich der Himmel in Schönheit wölbte, er hörte und sah es und — entfernte sich.

Er ging seitwärts, in eine Gegend des Berges, in welcher keine menschliche Stimme gehört, kein lebendes Wesen gesehen wurde.

Es war eine wilde, öde Stelle. Der Berg ging hier in eine gerade, steile Klippe aus, die über dem Abgrund hing. Indem Theodor diese Stelle betrat, kam ihm ein sanft rauschender Wind entgegen, der seine Brust und sein Haar fächelte und mit wunderbarem Wohlgeruch schmeichelnd über sein Gesicht strich. Der Eindruck dieses Behagens war so lebhaft, daß Theodor unwillkürlich stehen blieb und sich fragend umsah, als ob er irgend einen ungewöhnlichen Anblick erwartete.

Aber er stand allein auf dem kahlen Bergfelsen, er und ein verkümmerter Baum. Es war eine Tanne, die ihre Wurzeln in eine Bergspalte geschlagen hatte und dicht am Rand des Abgrunds emporgewachsen war. Sie hatte sich den Gebirgsstürmen entgegengestemmt und war dabei verkrümmt, allein ihr Stamm war fest und stark geworden, und die über den Abgrund ausgestreckte Krone stand eben in voller Blüte. Und Theodor bemerkte, indem er dem Baum näher trat, daß der Wohlgeruch, den er einsog, von den Blüten des Baumes herkam.

Theodor schlang seinen Arm um den Baum und

stützte sich darauf. Der Baum hatte zu ihm gesprochen, nun sprach er zu dem Baum.

„Du blühest und duftest so herrlich in der Nacht, auf nacktem Fels, am Rand des Abgrundes, Du kleiner Baum!“ sagte er. „Du erquickst und stützest den einsamen Wanderer. Und dieser — sollte er geringer sein als Du? Sollte er nicht, gleich Dir, stark werden, wachsen, blühen und erquicken, wenn er auch, wie Du, auf nacktem Felsengebirg, über dem Abgrund, einsam in der Nacht und im Sturm steht?“

Einsam?

Sein Auge begegnete der Sonne, die nun in der Mitternachtsstunde über der Erde stand, im sanftesten Licht, still und rein, gleich einem wachenden, liebevollen Auge.

Er sah auf die Erde. In Schatten eingehüllt lag diese unter seinen Füßen, schlafend, mit ihren tiefen, dunkeln Schatten, ihren stillen Gewässern, ihren stillen Wohnungen — Alles still, todtenstill! Leichte, weiße Nebel hingen wie Flor über den Thälern und leise Seufzer stiegen hier und da empor. Sie führten, wie aus dem Innersten der Erde, zu Theodor's Ohren die Worte des Hohen Liedes zu:

Ich schlafe, aber mein Herz wacht!

Und er blickte wieder empor zur Sonne, dem glühenden, wachenden Herzen, so treu, fest und warm, bei Nacht wie bei Tage, stets oben, stets gegenwärtig, wachend über den Geliebten.

Und die Sonne redete zu ihm, leuchtete tief in sein Herz und sprach:

„Es gibt einen Größern, als ich bin, und dieser wacht über Dich!“

Theodor blickte hinab in seine eigene Brust, in die verborgensten Tiefen seines Wesens, und sieh — auch da wurde es hell! Er fand nicht mehr das frühere

Dunkel, die frühere Verwirrung dort. „Das Volk der Schatten" war gewichen. Und aus diesen innersten Tiefen hörte er eine Stimme — es war nicht seine eigene, obwol sie in seiner eigenen Seele sprach — welche sprach:

„Ich bin bei Dir, ich wache!"

„Ewiges Herz, ewige Güte! Empfange mein Herz und mein Leben!" flüsterte Theodor und streckte seine Arme nach dem in der Mitternacht wachenden Auge. Er umfaßte den kleinen Baum — denn er mußte Jemand umarmen — und über denselben gebeugt hing er über dem Abgrund, lächelnd, im Licht blühend.

Und das Licht in ihm erglänzte immer heller und heller. Nicht blos sein eigenes Wesen, sein Leben, seine Aufgabe wurde ihm klar, auch seine Handlungsweise, seine nächste Zukunft trat in bestimmten Umrissen zu dieser Stunde vor ihn — Alles war ihm licht.

Es war eine hochzeitliche Stunde. Ueberwältigt von der Bedeutung derselben warf sich Theodor auf die Erde nieder und drückte Stirn und Brust gegen das weiche Moos. Es fiel in dieser Nacht kein Thau auf dem Berge, und doch war das Moos, auf welchem Theodor's Haupt ruhte, von Silbertropfen besprengt.

So lag er still in einem seligen Traum.

Die Sonne begann nun zu steigen. Wie ein liebendes Mädchen, wie eine Mutter, die ihren schlafenden Liebling mit Küssen wecken will, sich aber scheut, ihn zu schnell zu erwecken, so berührten die Sonnenstrahlen die Erde, erst zitternd, schwebend, flüchtig, dann wärmer und inniger, endlich feurig und stark!

Als Theodor aufstand, war er von dem Licht gebadet, das ihn in vollen Strömen umfloß. Schatten und Nacht erhellten sich. Es sauste und brauste so lebensfrisch, und Vogelgesang stieg von der Erde empor. Auch Theodor stand da wie neugeboren, und ließ sich von den warmen Sonnenstrahlen küssen. Er fühlte sich vermählt mit dem Licht.

Lieber Leser! Erwartetest Du ein Liebesabenteuer im Schein der Mitternachtssonne, Umarmungen und Küsse der Liebenden?

„Ja!"

Rechnest Du denn für nichts, wenn der Mensch sich von der Liebe Gottes umschlossen fühlt und ihm sein Herz überläßt?

Wahrhaftig! Schönere Liebesgeschichten gibt es nicht auf Erden. Und wer es erfahren hat, der weiß es.

Willst Du aber ein Liebesbild von anderer Art sehen, ein Abbild und einen Anschein von dem erstern, so warte! Es wird uns daran in keinem Falle fehlen. Nichts kann fehlen, nichts kann fehlschlagen in der Johannishochzeit des hohen Norden, „wo der Gott des Lichtes selbst den Reigen bei den nächtlichen Festen anführt" und den dithyrambischen Liedern Leben einflößt, wo Alles im Licht blüht, Mensch und Moos, Himmel und Erde.

Auch Adolf und Ida!

Ernst, bleichen Geistes, vom Licht abgewandt, war sie gekommen. Aber während er sprach und ihr sagte, wie er sie lieben, wie er ihre dunkeln Stunden tragen, wie er während ihrer Nacht warten und wachen wollte, bis es in ihrer Seele wieder Licht werden würde, wie er ihr Herz durch seine Treue und durch seine Liebe erwärmen werde, wie er fühle und wisse, daß er sie glücklich machen könne und daß er durch sie glücklich werden würde — da — ja, da schmolz endlich der Schnee um ihr Herz widerstandlos, ihr erstes Jugendleben kehrte zurück, sie glaubte, sie hoffte, sie liebte wieder. Ihre Thränen flossen in stiller Glückseligkeit, aber sie schwieg und widerstand noch immer in ihrem Innern.

Da wurden die Liebenden auf eine unerwartete Weise gestört.

„Die kleine Zwecke", die — wir sind betrübt, es zu sagen — ohne alle Achtung gegen die Mitternachtssonne,

ohne irgend einen Gedanken an die Merkwürdigkeit dieser Nacht war, hatte sich mit den Hunden des Franzosen auf dem Berge herumgetrieben und wurde, als sie das kleine hübsche Mädchen auf dem Berge sah, purpurwangig, nacktarmig, dunkeläugig, im Schein der Mitternachtssonne wie eine kleine lebendige Feuerflamme glänzend, ganz entzündet und auf eine wunderbare Weise überrascht. Befangen und ganz leise näherte sie sich dem kleinen Mädchen (das während der Unterhaltung Adolf's mit Ida allein dastand) und sah sie mit dem Ausdruck des Entzückens und der Bewunderung an. Aber Naima sah mit finstern, wenig aufmunternden Blicken nach ihm, und ihre rothen Lippen schienen von Stolz zu schwellen. „Die kleine Zwecke" kroch zusammen — nie war sie so demüthig gewesen — setzte sich nieder, indem sie schmeichelnd Naima's Knie umfaßte, richtete sich dann wieder auf und sah sie beweglich und entzückt an. Aber die kleine Südländerin stand unbeweglich und sah fortwährend finster auf die „Zwecke". Abermals beugte sich „die kleine Zwecke", aber etwas weniger — der kleine Kerl war in der That noch nie so einnehmend gewesen! — und umfaßte das Mädchen ein wenig weiter oben, aber eben so sanft, liebkosend und bewundernd. Allein das Mädchen stand unbeweglich und finster wie bisher. Da wurde es der „Zwecke" zu weit und doch zu eng im Herzen.

Der dritte Aufzug des Schauspiels bestand darin, daß er nun das Mädchen umarmte, ohne sich zu bücken, und noch dazu recht ordentlich. Meine besondere Ansicht dabei ist, daß „die kleine Zwecke" eines Tages ein gefährlicher Mann werden wird!

Aber nun begann Naima mit einem Mal ein tragisches Moment; sie fing an zu weinen und versetzte dadurch die „Zwecke" nicht wenig in Schreck und Bestürzung. Dieses Klagegeschrei war es, was die vertrauliche Unterredung der Aeltern plötzlich unterbrach und sie zu

den Kindern zurückführte, die eine kleine Weile gewissermaßen von ihnen vergessen worden waren.

Auf dem Arm der Mutter fühlte sich die kleine Naima bald wieder getröstet und sicher; „die kleine Zwecke" erholte sich auf dem Arm des Vaters von seiner Bestürzung, hielt aber die Blicke wie geblendet fortwährend auf seine kleine Purpurflamme gerichtet, deren Augen mit doppelter Schönheit durch die großen Thränen strahlten, die in ihren Wimpern hingen. Und als die Aeltern im Schutz des Föhrenwaldes einander mit den Kindern auf ihren Armen näher traten, war es allerliebst zu sehen, wie Naima's Purpurlippen dem Rosenmäulchen der „Zwecke" auf halbem Weg zu einem Friedens- und Versöhnungskuß begegneten.

Aber fast in demselben Augenblick begegneten sich auch die der Aeltern. Es war ein unwillkürlicher Zug der Herzen.

Ida dachte: „Ein Abschiedskuß!"

Aber Adolf sagte: „Das war Dein Ja auf meine Bitte! Ich habe Dich als meine Gattin geküßt. Und das Licht ist unser Zeuge!"

Ida konnte in tiefer Bewegung nur stammeln:

„Ihre Mutter — Ihre Mutter!"

„Erlaube mir, Dich zu ihr zu führen und ihren Segen zu erbitten! Kehre mit mir, mit uns Allen nach Bragesholm zurück!"

„Ach, sie kann nicht wünschen — sie wird mich nicht als Tochter aufnehmen wollen!" sagte Ida. „Und meine Zuneigung zu ihr, sowie mein Stolz verbieten mir, gegen ihren Willen" —

„Sie will mein Glück!" unterbrach Adolf sie. „Und Du bist vor dem Himmel mein Weib. Niemand hat ein Recht, uns von nun an zu trennen!"

Ida schwieg eine Weile.

„Nun wohl!" sagte sie dann. „So mag es sein! Ich will mit Ihnen zurückkehren und sehen, ob sie mich

als Tochter aufnehmen, ob sie mich als Tochter lieben kann. Ja, ich will mit Ihnen umkehren!"

„Nenne mich Adolf und Du!"

„Adolf! — Du!"

Aber das letzte Wort sprach Ida, indem sie sich tief erröthend über „die kleine Zwecke" bog und diese in ihre Arme schloß. Adolf war nicht eifersüchtig. Er nahm die kleine Naima auf seinen Arm und diese sah ihn zuerst ein wenig mistrauisch, dann aber mit einem Blick an, als ob sie wüßte, welche väterliche Zärtlichkeit er für sie fühlte.

Nun müssen wir aber auch ein wenig nach unsern andern Reisenden sehen!

Der Oberst hatte sich auf ein Stück Felsen neben Fräulein ** gesetzt und rauchte eine Cigarre, um die Mücken zu verscheuchen — natürlich blos der Damen wegen. Die Dompropstin, warm und roth, hatte sich dem Fräulein gerade gegenüber niedergelassen und die Blicke unverwandt auf sie gerichtet, um aufzupassen, wenn sie etwas Witziges sagen oder hinlänglich ausgeruht haben werde, um die versprochene französische Romanze zu singen. Ueber die Mitternachtssonne fällten alle Drei das Urtheil, daß durchaus nichts Merkwürdiges daran sei und daß sie einem großen Käse oder einem Zinnteller oder einem ähnlichen Gegenstand gleiche.

Der Franzose war fast derselben Ansicht; er fand hier Alles zu wenig merkwürdig. Er hatte erwartet, hier eine vollständig umgekehrte Natur, die seltsamsten Menschen, die wunderbarsten Thiere zu finden — und nirgends sah er etwas Ungewöhnliches. Glücklicherweise hatte er Erlaubniß erhalten, finnische „Beinkleider", Rennthiergeweihe und Häute zu kaufen, und im Geröhrig hatte er ein paar unbekannte schöne Vögel geschossen. Das war doch einiger Trost.

Das Paar aus Böhmen tractirte mit Wein. Und die Dompropstin producirte eine Schachtel mit Backwerk

von Haparanda und bewirthete damit die ganze Gesellschaft. Sie erntete damit großen Beifall, auch bei dem deutschen Kammerdiener und der deutschen Kammerfrau. Die übrigen Gruppen auf dem Berge öffneten ihre Speisekörbe ebenfalls und aßen und tranken der Mitternachtssonne zu Ehren. Unterdessen liefen kleine Jungen umher, boten in hölzernen Bechern Wasser aus und erboten sich, die Namen der Reisenden in den Berg zu hauen.

Die Sonne hatte sich am Himmel emporgeschwungen und die Wärme fing an sehr groß zu werden. Um zwei Uhr Nachts begann allmälig die Wanderung den Berg abwärts. Für die männliche Jugend aus dem Landvolk war dieselbe ein Wettlauf über Stock und Stein. Aber Fräulein ** tanzte ihre Menuet an Granquist's Arm den Berg hinab, wie sie dieselbe bergaufwärts getanzt hatte, und machte dabei noch merkwürdigere „Pas", sagte dabei noch ergötzlichere Dinge. Der Oberst war desperat und die Dompropstin fast aufgelöst von Anstrengung und Wärme.

Als sie aber wieder ruhig in dem Boot saßen, den spiegelklaren Fluß entlang fahrend, und das Fräulein in dem milden sinkenden Morgennebel ihre schmelzende französische Romanze mit den schmachtenden moriendos zu singen begann, verfielen die Dompropstin und der Oberst in solche Lachparoxysmen, daß der Letztere wirklich fürchtete, es möchte ihm übel bekommen, und deshalb die Hand auf seinen „Plexus" legte. Allein er fand bald, daß ihm die Bewegung sehr gut zusagte, und dies stimmte ihn ungewöhnlich heiter.

Die Fremden, die mit in diesem Boot saßen, wußten im Anfang nicht, was sie von dem ganzen Auftritt glauben oder denken sollten, und der Franzose sah anfangs mit wirklicher hébété darein. Allein sobald ihm das Sachverhältniß erklärt worden war, wurde er ganz entzückt über die Entdeckung eines für ihn völlig neuen

Talents, des merkwürdigsten, das er bisher am Polarkreise gefunden hatte. Langsamer begriff das böhmische Paar die Sache. Und ob der Kammerdiener und die Kammerfrau bis auf den heutigen Tag dahinter gekommen sind, weiß ich nicht.

Adolf hatte ein besonderes Boot für sich, Ida, die Kinder und Theodor angeschafft. Da saß er nun an der Seite seiner Geliebten, während die Kinder auf einem Laubbett vor ihnen schlummerten. Beide saßen schweigend, aber mit reichen, seligen Herzen da. Die bloße Gegenwart eines Wesens, mit dem man sich durch Sympathie verbunden fühlt, ist hinreichend, die Seele mit einem Uebermaß von Seligkeit zu erfüllen. Es liegt eine Vollkommenheit in diesem stillen Beisammensein, die durch Worte nur geschwächt oder ganz und gar gestört werden könnte.

Theodor saß allein im Vordertheil des Boots. Er hatte sich absichtlich so gesetzt, um ihre Gesichter genau beobachten zu können, denn er genoß eine Art von Triumph in dem Gefühl, daß ihre Seligkeit die seinige nicht länger störte, daß er seinen Freund nicht beneidete, daß Ida ihm beiweitem nicht so gefährlich war, als er in seinen Fieberphantasien eine Zeit lang geglaubt hatte. Ueber ihren Häuptern blickte er hinauf in die Sonne, die mit schwachen Strahlen durch den Morgennebel drang, der alle übrigen Gegenstände einhüllte und verdunkelte. Theodor mußte unwillkürlich an den ersten Schöpfungstag denken, da die Erde wüst und leer war. Aber Gottes Geist schwebte über der Tiefe und sprach: „Es werde Licht!"

Auch jetzt schien es ihm so, und das erste Schöpfungswort hallte durch seine Seele. Er fühlte sich nicht mehr allein und blickte zur Sonne, wie zu einer Freundin und Vertrauten empor. Sie hatte ihn getröstet, ihm geleuchtet in der Nacht. Die Nebel sanken und sanken, die Sonne stieg und flammte. Nur hier

und da schimmerten durch den weißen Nebelschleier die kleinen hellgrünen Inseln hervor. Und hier, zwischen den Inseln der Seligen, glitten jetzt blos glückselige Geister dahin.

Als unsere Reisenden nach Mattarenghy kamen, war der Nebel gefallen und die Wiesen glänzten wie Silberbrocat. Auf einer dieser Wiesen, unter dem schönsten Himmel, von balsamischen Winden gefächelt, verbrachten unsere Reisenden den ganzen Johannistag, bald hin und her wandernd, bald auf dem blumigen Rasen ruhend, der von Ackerbeerblüten und weißem Cornus glänzte, bald im Schatten der Birken oder an dem hellen, ruhigen Flusse sitzend. Sie wollten die kühlere Temperatur des Abends abwarten, um die Rückreise anzutreten. Die Fremden waren jedoch schon am Tage nach Haparanda zurückgekehrt, weil sie hier kein ordentliches Wirthshaus finden konnten und deshalb fürchteten, sie würden nichts zu essen bekommen. Und diese Gefahr stellte sich auch unsern Freunden bald fürchterlich gegenüber.

Die alte Brigitte, die Besitzerin des Bauernhofs, der zu jener Zeit den Reisenden zur Herberge diente, war nämlich nicht daheim, sondern in eine Entfernung von sieben Meilen weggeholt worden, um einem Kind ein verrenktes Glied eigenhändig wieder einzurichten; denn die gute Witwe war ihrer Heilkunst wegen in der ganzen Gegend berühmt. Im Gehöft war also keine Wirthin, noch weniger aber ein Zeichen von Vorräthen an Speisen oder Getränken zu sehen.

„Sancta Brigitta!“ seufzte der Oberst. „Sollen wir nun unter diesen wilden Finnen und inmitten aller dieser Poesie verhungern?“ Er legte die Hand auf seinen „Plexus“, den er in großer Empörung fühlte.

„Dunkel sind unsere Schicksale!“ sang das Fräulein, indem es den tragischen Ton des Obersten nachäffte. „Aber verhungern werden wir deshalb nicht,

wenigstens heute nicht", fuhr sie tröstend fort. „Ich gedenke als Köchin aufzutreten. Und ich glaube eben so gut, wenn nicht besser damit fortzukommen, als sancta Brigitta, die selige Frau!"

„Nein! Seht einmal an!" rief der Oberst und blickte sie mit allen Anzeichen des Vergnügens an.

„Und ich bitte ergebenst um Erlaubniß, dem Fräulein als Küchenmagd zur Seite zu stehen!" sprach die Dompropstin, indem sie sich lächelnd verneigte. „Dazu glaube ich wenigstens tauglich zu sein."

„Nun, das wollen wir sehen!" versetzte das Fräulein mit bedenklicher Miene.

Darauf begannen Beide in den Bauerhöfen herumzulaufen und Etwas zusammen zu suchen, was man zum Mittagsessen nehmen konnte. Allein dies war schwerer, als man gedacht hatte. Denn die Bevölkerung dieser Gegend lebt um diese Zeit lediglich von Milch und Brot, führt keine andern Eßvorräthe und zündet nur selten Feuer auf dem Herd an.

Was Liebende und Philosophen anlangt, so ist es deren Pflicht und Schuldigkeit, sich mit diesen Gerichten des idyllischen Zeitalters zu begnügen, im schlimmsten Falle sogar ohne dieselben fortleben zu können. Aber für einen kernhaften Obersten mit einem sehr empfindlichen „Plexus", für eine materielle Dompropstin und andere dergleichen eßlustige Personen, die kleinen Herrschaften Zwecke und Naima mit eingeschlossen! — Die Küsterwohnung und der Pfarrhof mußten herhalten! — Aber diese halfen auch aus aller Noth, und die Vorräthe waren im Ueberfluß da.

Als der Oberst aus der kleinen finnischen Kirche, in welcher er mit Adolf und Ida dem Gottesdienst beigewohnt hatte, nach Hause kam, fand er das Fräulein mit einer großen weißen Schürze angethan vor dem Kamin stehend, kochend und bratend, dann und wann an die Dompropstin Befehle zur Herbeischaffung lauter unmög-

licher Gegenstände erlassend, über welche diese vor Lachen ersticken wollte, während sie herumstelzte und verrichtete, was sie in ihrer Eigenschaft als Küchenmagd verrichten konnte.

Der Oberst setzte sich in den Erker des Zimmers, in welchem das Fräulein regierte, theils um die delicaten Gerüche des gebratenen Lachs und anderer Braten zu genießen, theils um die muntern Stimmen drinnen zu hören, während er seine Cigarre rauchte.

Adolf hatte ihm seinen Roman mit Ida anvertraut und ihn gebeten, mit ihnen nach Bragesholm zurückzukehren. Durch diese Nachricht war unser guter Oberst ganz besonders aufgeräumt worden. Denn er liebte die Romane sowol im Leben wie in Büchern, und fand Gefallen daran, wenn junge Leute einander lieb gewannen und ihn zum Vertrauten ihrer Liebe machten. Und gegenwärtig hatte er ganz besonders angenehme und freundliche Gedanken, während seine Nase die Düfte aus der Küche auffing, seine Ohren dem fröhlichen Geplauder darin zuhörten und seine Augen Adolf und Ida verfolgten, die schön und selig im gegenseitigen Anschauen, im Schatten der Birken umherwandelten, während „die kleine Zwecke" der kleinen Purpurflamme vom Berge zu Liebe einen Purzelbaum über den andern schoß, um sie zu locken, sich mit ihm unter den Blumen im Grase herumzutummeln.

Aber der ungewöhnliche Dampf aus Mutter Brigitta's Küche und der Rauch, der wirbelnd aus dem Schornstein drang, lockte außer dem Obersten auch noch andere Gäste herbei. Es kamen mehre arme alte und gebrechliche Leute. Denn Arme, Alte und Gebrechliche gibt es auch um Mattarenghy, wenn auch beiweitem nicht in dem Verhältniß, wie in Paris, London und Stockholm. Also diese Leute kamen und guckten neugierig und begehrlich in die Küche. Auch ein dürrer Hund, eine Katze, die jedenfalls erst kürzlich Junge geworfen hatte, und einige gackernde Hühner kamen herein.

Das Fräulein gab Allen eine Portion Essen, begleitet von einigen Worten, welche Finnisch vorstellen sollten und über welche sich die Dompropstin halb todt lachen wollte. Der dürre Hund bekam einen saftigen Knochen, die Katze einen Teller voll süße Milch, und an dem vergnügten Gackeln der Hühner konnte man hören, daß auch diese nicht ohne Tractament geblieben waren.

Aber nun kam eine noch junge, zerlumpte, gelblich blasse Frau, von welcher die Dompropstin sagte:

„Nein! Der geben Sie nichts! Das ist ein schlechtes Weib, wie mir Granquist soeben gesagt hat; sie hat zwei uneheliche Kinder.“

„Dann muß sie doppelt soviel wie die Andern kriegen“, sagte das Fräulein, „damit sie auch ihren Kindern Etwas geben kann.“

„Aber ist das auch recht?“ fragte die rechtgläubige Dompropstin. „Heißt das nicht dem Faulen noch ein Kissen unterlegen?“

„Liebe Dompropstin“, entgegnete das Fräulein sanft, aber ernst, „lassen Sie uns nicht so streng gegen solche arme Geschöpfe sein, die Böses genug von der Schande und von der Härte der Menschen für einen Fehler zu leiden haben, der oft in ihrer Lage ein sehr kleiner ist. Die Noth, das Elend dazu — es ist zu hart!“

Und zu der Frau sagte sie:

„Verstehst Du schwedisch, Frau?“

„Ja“, versetzte das Weib.

„Da“, sagte das Fräulein. „Gib Deinen Kindern! Werde eine gute Mutter, und unser Herr wird Dich segnen!“

Dieser Zug von Gutmüthigkeit ergriff das Herz des Obersten. Er nahm die Cigarre aus dem Munde und faßte — — einen Entschluß.

Der Mittagstisch wurde auf der herrlichen Blumenmatte, unter einem dreiästigen Birkenbaum auf der Wiese gedeckt. Und wir erlauben uns zu bezweifeln, daß jemals

irgend ein Mittagessen besser geschmeckt hat, oder von den Gästen so aufrichtig und herzlich gelobt worden ist wie dieses. Und doch war es sehr einfach in Bezug auf die Auswahl der Gerichte. Gebratener Lachs, gekochter Lachs, gespickter Lachs, Lachs auf alle nur möglichen Arten zubereitet, war der Grundbestandtheil des Mahles. Dann gab es eine prächtige dicke Milch und hinterher treffliche Pfannkuchen, von des Fräuleins eigener Hand eingerührt und gebacken. Der Mangel an Tellern, Messern und Gabeln, Löffeln und Gläsern gab Veranlassung zu dem ergötzlichsten Communismus.

Adolf und Ida tranken zusammen aus einem Glase. Das Fräulein und die Dompropstin theilten Süßes und Saures, das Eine mit der Gabel, das Andere mit dem Messer. Der Oberst aß mit Theodor von einem Teller und war nur darum besorgt, daß Theodor's Tellerhälfte nicht leer wurde. Die „Zwecke" und Naima waren zwar nahe daran, mit ihren Löffeln mitten in einer delicaten dicken Milch in ein kleines Gefecht zu gerathen; aber die Aeltern schlichteten den Streit und das Mittagessen ging in einer fast paradiesischen Harmonie vorüber.

Es war Abend, die heißesten Strahlen der Sonne waren erloschen und die Finnen standen oder saßen vor ihren Hütten, rauchten aus ihren kleinen, daumenlangen Seemannspfeifen und erfreuten sich der Abendkühle.

Der Oberst, der eine Zeit lang herumgegangen war und das Fräulein gesucht hatte, fand sie endlich und zwar allein, ohne die Dompropstin, auf einem Erdhügel am Ufer des Flusses von ihren Mühen ausruhend. Er setzte sich auf einen zweiten Erdhügel in ihrer Nähe und sprach:

„Sie haben sich heute gütig gegen Menschen und Vieh gezeigt. Nun will ich sehen, ob Sie auch gegen mich gütig sein werden."

Das Fräulein sah den Sprecher mit einigem Erstaunen an, denn es war etwas Feierliches in seinem Ton

und etwas Aufgeregtes und Ungewöhnliches in seinem Benehmen.

Er fuhr fort:

„Zu jeder Zeit habe ich Sie für eine geistvolle und angenehme Dame gehalten. Aber erst heute habe ich eingesehen, wie gut Sie sind. Ja", fuhr der Oberst fort, indem sich ein Zug von sanfter Rührung auf seinem hübschen, redlichen Gesicht zeigte. „Ja — es ist wol nicht viel, was ich Ihnen biete — — einen alten Mann — kränklich obendrein — — aber dessenungeachtet, wenn ein redliches Herz, ein redlicher Wille, Sie glücklich zu machen, von einigem Werth für Sie sind, und wenn Sie einen Mann — gerade Den, den Sie hier vor sich sehen — recht übermäßig glücklich machen wollen, so — — nehmen Sie mich! Nehmen Sie meine Hand, mein Herz und Alles, was ich habe und besitze!"

Und er reichte dem Fräulein seine Hand mit dem Ausdruck der größten Herzlichkeit.

Das Fräulein saß da, hörte zu, sah den Obersten mit zunehmendem Staunen an und vermochte ihren Augen und Ohren nicht zu trauen. Endlich brach sie in ein lautes, herzliches Gelächter aus.

„Aber sagen Sie mir, mein bester Oberst", rief sie, „sind Sie denn vollkommen närrisch geworden? Sie haben gewiß einen «coup de soleil» ins Gehirn gekriegt!"

„So!" versetzte der Oberst. „Nun lachen Sie mich aus! Ja, das konnte ich mir wol denken. Aber mag es sein! Sie können mich auslachen, wenn Sie mir nur glauben und — — mich nehmen! Närrisch? Nie in meinem ganzen Leben bin ich klüger gewesen, als gerade in diesem Augenblick."

„Halten Sie mich denn für närrisch?"

„Ja. Aber blos deshalb, weil Sie mich für närrisch halten, weil Sie glauben, ich hätte einen «coup de soleil» ins Gehirn gekriegt. Soll ich schwören, daß ich recht gut weiß, was ich will und was ich sage?"

„Aber haben Sie denn keine Augen?“ rief das Fräulein. „Sehen Sie denn nicht, daß ich schon ein altes Nüßchen, daß ich über funfzig Jahre alt bin?“

„Wie alt bin ich denn?“ erwiderte der Oberst. „Nicht weit von meinem sechzigsten Jahre! Und dessenungeachtet wage ich zu freien und mich dem Gelächter lachlustiger Leute und einem Korb noch obendrein auszusetzen. Aber ich thue es mit vollem Wissen und Willen, und zwar deshalb, weil ich nun weiß, wie wahrhaft gut Sie sind, und weil ich fühle, daß, wenn ich auch alt und pumplig bin, mein Herz noch immer jung ist und warm und treufest lieben kann. Und wenn Sie ebenfalls alt sind, so ist dies um so besser, denn dann werden wir zusammen alt werden, während wir unsere Herzen jung erhalten. Es ist ja ein hübsches Stückchen Leben, was man in unserm Alter vor sich hat, vielleicht zehn, vielleicht zwanzig Jahre, vielleicht mehr. Die Mutter meines Vaters war volle hundert Jahre alt, als sie starb, und sie war noch eine rasche alte Frau.

Und es ist ein großer Unterschied, ob man den Weg allein geht und sieht, wie die Schatten um Einen herum zunehmen und wie man immer einsamer und einsamer wird — — oder ob Zwei zusammengehen und Lieb' und Leid miteinander theilen, Gedanken und Gefühle gegenseitig austauschen, früh und spät zusammen sind, beim Frühstück des Morgens, am Kaminfeuer des Abends, einander die langen Winterabende verkürzen, die Zeit der langen Schatten, einander vorlesen, miteinander lachen — Das thut wohl, wenn man einander lieb hat — und vor Allem, vor Allem einander lieb haben!

Sehen Sie, jetzt ist es Abend und die Sonne ist im Untergehen begriffen, aber sie ist noch warm und leuchtet noch, sie geht noch nicht unter, wenn sie auch abwärts geht. Kann es nicht ebenso bei alter Liebe, bei der Freundschaft treuer Gatten am Abend ihres Lebens sein? Kann diese dann nicht ein heller Johannisabend

werden? Der Teufel soll mich holen, wenn ich Sie nicht so lieb habe, daß ich mich noch einmal der Gefahr aussetzen will, von Ihnen verlacht zu werden. Ja, lachen Sie über mich, so viel Sie wollen, aber nehmen Sie meine Hand, wie Sie mein Herz schon genommen haben. Da!"

„Wissen Sie wol, Oberst", sprach das Fräulein, während ein paar helle Thränen aus ihren schönen braunen Augen rollten, „wissen Sie wol, daß Sie der größte Redner sind, den ich kenne!"

„Bin ich das?" rief der Oberst. „Nun sehen Sie! Das habe ich nicht gewußt. Aber wenn ich ein Redner bin, so muß ich auch überreden können und Sie müssen mir Ihre Hand geben. Sonst muß ich glauben, daß Sie sich vor meinem Plexus fürchten und mich für einen Mann halten, der fortwährend einen «coup de soleil» im Gehirn hat."

„Es ist eine große Thorheit!" versetzte das Fräulein. „Aber — — Sie haben mich wirklich überredet und zu dem Glauben gebracht, daß wir ein glückliches Paar werden können. Und dann — — mag die Welt über mich lachen, so viel sie will. Mag's also sein!"

„Sie sind göttlich!" rief der Oberst erfreut. „O ja, lassen Sie die Leute lachen, wie sie wollen; wir wollen glücklich sein und unsererseits die Leute auslachen. Lassen Sie uns in Svanevik wohnen und leben; dort wollen wir das Kräutlein pflanzen, das alte Liebe heißt, weit in den Herbst hinein blüht und noch unter dem Schnee grünt. Dort sollen Sie mir beistehen, Alles wohl einzurichten und Menschen und Vieh glücklich zu machen. Und wenn Sie in den langen Winterabenden Ihre verfitzten Gewebe aufnisteln, so lese ich Ihnen vor, und das Gewebe des Lebens wird uns dann wie ein Spielwerk erscheinen. Und kommt dann und wann einmal ein Knoten in den Faden, so — — schnupfen wir zusammen."

Das Fräulein lächelte, halb gerührt, halb ergötzt und

ganz erbaut von dem Rednertalent des Obersten, aber noch immer mit einem unruhigen Blick in sich selbst.

„Was wird Frau Nordenhjelm dazu sagen?“ fragte sie.

„Daß Sie recht und klug gehandelt haben“, antwortete der Oberst. „Wenn sie nämlich eine so gute und kluge Frau ist, wie Sie sagen. Und was die Dompropstin anlangt, so kommt sie soeben dort auf uns zu, und wir können versuchen“ — —

„Nicht ein Wort, kein einziges Wort gegen sie oder gegen irgend einen Menschen von Dem, was zwischen uns vorgefallen ist, bevor ich mit Frau Nordenhjelm darüber gesprochen habe. Sonst werden wir augenblicklich Feinde! — Ich selbst weiß kaum, ob Das wahr ist, was wir soeben hier gesprochen haben. Ich bin ganz confus!“

„Wissen Sie, Frau Dompropstin“, sagte der Oberst halblaut, indem er der Dompropstin mit einer geheimnißvollen, wichtigen Miene entgegenging, „daß es sehr übel mit dem Fräulein steht? Sie fühlt sich ganz confus und es ist zu befürchten, daß sie einen «coup de soleil» gekriegt hat. Es wird daher am besten sein, daß man sie sich selbst oder mir überläßt, denn ich verstehe mich auf dergleichen Dinge und werde sorgfältig über sie wachen. Es möchte sonst etwas sehr Ernstes daraus werden“ — —

Die Dompropstin sah so erstaunt und erschrocken aus, daß das Fräulein lachen mußte. Als aber das Fräulein im Laufe des Abends wirklich ernsthafter wurde und still und gedankenvoll neben dem Obersten herging, wurde die Dompropstin in der That unruhig, besonders da der Oberst, so oft sie sich nähern wollte, so abschreckend und finster mit dem Kopf schüttelte, daß sie nicht näher zu kommen wagte, sondern für sich allein ging und aussah, als ob sie mit Orpheus singen könnte:

„Wohin soll ich ohne meine Gattin?“

Unterdessen gewann der Oberst Zeit, dem Fräulein

sein Herz auszuschütten und seine Pläne für die Zukunft mitzutheilen. Das Fräulein fühlte dabei immer deutlicher, daß er recht hatte, und daß die Sonne des Lebens auch in ihrem Untergang warm sei und den Lebensabend zu einem Johannisabend machen könne.

Während sie so wanderten und sprachen, während Adolf und Ida Licht aus ihren gegenseitigen Blicken tranken, und die „Zwecke" und Naima im Grase sitzend kleine Kränzchen zu binden versuchten, brauste die Orgel in der Kirche zu Mattarenghy auf der Höhe so gewaltig, wie sie seit mehren Jahren nicht gebraust hatte.

Denn vor vielen Jahren — ging die Sage — hatte ein Mann aus Stockholm, ein großer Musikus, sich als Organist diesen entlegenen Winkel der Erde aufgesucht. Dieser Mann hatte viele Eigenheiten und Wunderlichkeiten und ein menschenfeindliches Gemüth; aber er wußte die Orgel so zu spielen, daß man dies Alles vergaß und ganz entzückt wurde. Und wenn der Geist über ihn kam, spielte er zuweilen weit in die Nächte hinein ganz allein in der Kirche, sodaß es wunderbar in die Herzen Derer drang, die ihm aus der Entfernung zuhörten, und sie zum Weinen brachte.

Jetzt war der alte Organist schon seit mehren Jahren todt, und seit dieser Zeit war es wie ausgestorben in der Kirche zu Mattarenghy gewesen. Aber an diesem Abend hörte man die Orgel wie in früherer Zeit, nur waren die Töne lieblicher und freundlicher. Und das Volk ringsherum, welches sie brausen hörte, lauschte mit Bewunderung. Und Manche sagten, es müsse der Geist des Alten sein, der in der Kirche spuke und die Orgel spiele. Daß aber sein unruhiger Geist nunmehr zur Ruhe gekommen sei, das höre man der Musik an.

Und so war es auch!

Der Geist, der die Töne bewegte, war zur Ruhe gekommen. Theodor dichtete in dieser Nacht ein Lied an die ewige Sonne.

Die Rückreise in der hellen, kühlen, mit Wohlgerüchen erfüllten Nacht war schön. Ida wünschte fortwährend so zu fahren, fortwährend so an Adolf's Seite die duftenden Wälder zu durchfliegen. Sie fürchtete sich vor der Ankunft in Bragesholm.

Und diese wurde von Allen heimlich gefürchtet!

Adolf, das Fräulein und der Oberst, Alle sahen die lichte und freundliche Gestalt der Frau Cäcilia fast fürchterlich vor sich stehen.

„Was wird sie denken? Was wird sie sagen?“ war der heimliche Gedanke Aller. Und Alle hatten eine unruhige Ahnung, daß sie nicht zufrieden sein, daß sie das Vorgefallene nicht billigen werde. Auch Theodor dachte an sie, an sie und die Innerste, mit einer Mischung von Unruhe und Sehnsucht.

Die Dompropstin allein saß in ihrer Unschuld ganz ruhig da, dachte an Nichts und schlummerte halb. Aber hätte sie gewußt, was bevorstand, hätte sie die Gefühle und Gedanken gekannt, mit denen sich ihre schweigsamen Begleiter beschäftigten, dann würde sie mehr als jemals erstaunt sein und mit Recht geseufzt haben:

„Solche Abenteuer! — Was man doch für Abenteuer hat, wenn man reist! Ja, sie sind merkwürdig, zu merkwürdig!“

Auf Bragesholm herrschte während dieser Zeit eine ungewöhnliche Bewegung. Da wurde gefeuert, gebacken und gebraut, geputzt und geschmückt; da wurden die Gastzimmer abgestäubt, neue Vorhänge aufgesteckt und die Vorräthe der Böden und Keller in Bewegung gesetzt; da wurden die geschlossenen Schränke geöffnet — mit einem Wort, es wurde gar gewaltig gerüstet, aber Alles auf eine ruhige, harmonische Weise.

Und draußen auf dem Hofe peitschte und klopfte man ganz unbarmherzig eine Menge von Polstern und Kissen, die auf Tischen und Bretern ausgebreitet lagen. Mitten darunter ging Jungfrau Lisa mit einem Stock in der Hand, schnurgerade und steif wie eine Narcisse, mit wichtiger Miene und freundlicher wie gewöhnlich. Denn sie besaß im hohen Grade Das, was wir Eigenthumssinn nennen wollen, und freute sich, das Haus so reich an Eigenthum, besonders an guten Bettüberzügen zu sehen. Sie selbst hatte sich auch schon Manches zu einem hübschen kleinen Wohnsitz zusammengespart. Und obgleich es ihr Glauben und ihr Spruch war, daß sie nie „viel auf das Mannsen" gehalten habe, so hatte sie doch fast immer Freier — wie wir vermuthen ihrer Ersparnisse halber.

Frau Cäcilia wanderte überall umher, Alles ordnend und bestimmend mit dem sichern Blick der Hausmutter, einem ganz besondern Blick, den man sich nicht geben kann, wie man will. Man sah, daß Frau Cäcilia Vor-

bereitungen zu einer großen Festlichkeit traf, und dabei war ihr Gesicht heiterer, ihr Scherz fröhlicher als gewöhnlich. Man sah — die Innerste sah es wenigstens — daß heitere Gedanken in ihrer Seele wohnten, daß sie sich glücklich fühlte, nunmehr den Beutel öffnen zu können, ihre Mittel zunehmen zu sehen und ihrer Neigung zu folgen, gastfrei und freigebig zu sein. Außerdem besaß auch sie — wie es bei jeder guten Hausfrau der Fall sein muß — Eigenthumssinn, und freute sich, ihr Haus so wohl versehen und so reich an allerhand guten Vorräthen zu sehen.

Aber heitere Gedanken sind Gäste, oft flüchtige Gäste, die selten lange in einem und demselben Hause bleiben.

Frau Cäcilia stand auf dem Altan und blickte den Weg entlang, auf dem sie mehre Wagen kommen sah. Alles im Hause war in Ordnung, die erwarteten Gäste von Süd und Nord, von Ost und West zu empfangen. Und Frau Cäcilia's Herz schlug stärker und fröhlicher, als seit vielen Jahren, bei dem Gedanken an die bevorstehende Zusammenkunft, die allen Nahrungssorgen ein glückliches Ende machen und die Stellung der Familie für immer sichern sollte, während Adolf und Charlotte — so hoffte und glaubte sie — sich für immer vereinen und ihr eine Stütze und eine Beruhigung für ihr Alter und für Ina's Zukunft sein sollten. Frau Cäcilia sah sich im Geist schon umgeben von ihren Kindern in Bragesholm, Adolf und Charlotte das Gut verwaltend, allen Uebrigen ihren Antheil zutheilend, sich selbst mitten unter ihnen, von ihnen gepflegt und sie selbst pflegend, glücklich in ihrem Glück, geehrt durch deren Ehre und Werth. Sie sah kleine Sprößlinge um ihre Knie heranwachsen, wie Zweige um einen Baumstamm; sie blickte träumend weit, weit hinaus in die Zukunft und — lächelte.

Die Reisewagen kamen näher und immer näher; jetzt fuhren sie in den Hof, jetzt hielten sie vor der Thür.

Der erste Wagen war der, in welchem die Sommerreisenden saßen. Als Frau Cäcilia Ida zurückkommen und Adolf sie aus dem Wagen heben und ins Haus führen sah — fühlte sie einen Stich durch ihr Herz. Eine bange Ahnung von Dem, was kommen würde, bemächtigte sich ihrer. Sie war blaß und konnte ihre innere Unruhe nicht ganz verbergen, als sie die Zurückgekehrten bewillkommnete. Alle waren nicht so unbefangen und offenherzig gegeneinander, wie sie gewöhnlich zu sein pflegten. Jedes von ihnen hatte ein Geheimniß auf dem Herzen. Aber jetzt war keine Zeit zu Mittheilungen und Erklärungen, denn auf den Fersen der ersten Reisenden kamen die aus dem südlichen Schweden, der älteste Sohn Fridolf, der Beamte, der „gute Bruder" und seine Gattin Amelie und deren zwei Kinder, und mit ihnen Charlotte, die zweite Tochter der Frau Cäcilia. Dann kam auch ein unerwarteter Gast, den Frau Cäcilia mit einiger Verwunderung, aber sehr freundlich empfing. Das war der Capitain Reinhold Rapp, der nur ein einziges Mal früher einen kurzen Besuch in Bragesholm gemacht hatte und jetzt von Fridolf besonders vorgestellt wurde. Er war ein kleiner, quabbeliger Mann von starkem Wuchs, mit einem runden, frischen, von der Sonne verbrannten Gesicht, mit lebhaften braunen Augen und prächtigen Zähnen, sehr schönen, obgleich etwas gebräunten Händen, im Ganzen ein angenehmer Mann mit dem Anschein einer ganz besonders guten Laune.

Und eben wie alle diese Gäste kamen, kam auch der Mittag. Bald saßen Alle um den Tisch.

Es lebe der Capitain Reinhold Rapp!

Dank sei ihm — seinetwegen bemerkte man die gezwungene, gebundene Stimmung nicht, in welcher sich ein Theil der Anwesenden befand, seinetwegen bemerkten die Gäste das allgemeine Schweigen nicht, denn der Capitain sprach fast ununterbrochen, sehr laut — sodaß man ihm gern zuhörte. Vor einiger Zeit waren näm-

lich in der Provinz einige gewaltthätige Auftritte vorgekommen, indem eine Masse rohen Volks eine Versammlung sogenannter „Leser" *) während ihres Gottesdienstes überfallen hatte. Capitain Rapp war bei diesem Vorfall gegenwärtig gewesen, hatte die Partei der Angegriffenen genommen, sie vor äußerer Gewalt geschützt und das Ansehen des Königs und des Gesetzes kräftigst aufrecht erhalten. Als nun Frau Cäcilia einige Mittheilungen über diesen Vorfall wünschte, gab dies dem Capitain Rapp eine glänzende Veranlassung, seine Darstellungs- und Erzählungsgabe zu entwickeln. Und daß dabei Capitain Reinhold Rapp selbst als handelnde und sprechende Hauptperson im Vordergrunde stand, und daß man dabei oft aus seinem Munde hörte: „So sagte ich" und: „Ich sagte", war nur natürlich und nothwendig. Und wenn man damit anfing, sich ein wenig daran zu stoßen, so endigte man damit, sich darein zu finden, sich unwillkürlich daran zu ergötzen, sich an dem Verlauf zu interessiren und, wie man sagt, sich mitten in die Handlung und Erzählung zu versetzen. Denn daß der Capitain Reinhold Rapp stets Das that und sprach, was rasch, klug und angemessen war, zeigte sich augenscheinlich; Das fühlte, hörte und begriff man. Noch weniger konnte es Jemand nur einen Augenblick einfallen, daran zu denken, daß Capitain Reinhold Rapp nicht Alles wirklich gesagt, gethan und ausgerichtet habe, was er gesagt, gethan und ausgerichtet haben wollte. Denn man hörte und begriff, daß Alles zusammen reine Wahrheit und daß Reinhold Rapp ein tüchtiger, braver Mann war. Und es half Alles nichts, er riß seine Zuhörer mit sich fort, man mußte mit ihm fühlen, denken, zürnen und lachen.

---

*) Eine in der neuern Zeit entstandene religiöse Sekte in Schweden, deren Anhänger besonders unter den Landleuten zu finden sind.

Charlotte schien an diesem Mittag von der Luft angegriffen zu sein. Wenigstens näherte sich ihre gewöhnliche schöne Röthe jetzt beinahe völlig der der Päonie. Aber sie schien auch von den Erzählungen des Capitain Rapp gänzlich in Anspruch genommen zu sein.

Wieder und immer wieder schwebten ihre Augen mit einer schnellen Wendung und mit einem unruhigen, fragenden Ausdruck von dem Capitain Rapp zu ihrer Mutter hinüber. Und da sie sah, daß die Blicke Frau Cäcilia's meist auf den lebhaften Erzähler gerichtet waren, schien sie freier zu athmen.

Charlotte war in der That ein hübsches und liebenswürdiges Mädchen, das trotz ihrer siebenundzwanzig Jahre sehr jugendlich aussah. Sie erschien frisch und kräftig und hatte den schönen Teint, die hellblauen Augen, die weißen Zähne und das runde Gesicht, welche die jungen Töchter Norrlands so angenehm auszeichnen. Sie zeigte sich — wie Ina gesagt hatte — als ein prächtiges Mädchen, als ein kostbarer Stoff zur Gattin und Hausmutter.

Aber daß sie gegenwärtig nicht in ihrer gewöhnlichen heitern und freimüthigen Stimmung war, konnte Niemand entgehen, der nicht vorzugsweise mit sich selbst beschäftigt war.

Fridolf, der Beamte, der gute Bruder, war ein hübscher Mann mit einem feinen „distinguirten" Aeußern und einem unverkennbaren Ausdruck von mehr als gewöhnlicher Güte und Milde. Schwägerin Amelie sah wie eine anständige und wohlerzogene Dame und führte eine sehr gute Unterhaltung. Die Kinder waren — einzige Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, gut erzogen, und blickten mit einer gewissen Vornehmheit auf die „kleine Zwecke" und Naima, die ihnen allzu ländlich vorkamen.

Nachmittags zeitig kamen noch andere Gäste. Frau Cäcilia kam keinen Augenblick zur Ruhe. Es war unmöglich, mit ihr unter vier Augen zu sprechen.

Charlotte suchte das Fräulein auf, das sich in ihr

Zimmer zurückgezogen hatte. Als sie daselbst eintrat, rief sie:

„Nein, nun muß ich mit Jemand reden und mein Herz erleichtern, oder ich gehe unter! Es ist keine Möglichkeit, mit der Mama ein Wort zu sprechen. Und mit Ina noch weniger. Denn der Künstler, Herr Theodor, glaubt allein das Recht zu haben, ihr Ohr einzunehmen. Also mußt Du mich hören, Tante, und mir rathen, auch — wo möglich — helfen!“

„Rede, rede, liebes Kind!“ sagte das Fräulein. „Ich habe wol gesehen, daß Du einen Areskuta*) auf der Brust liegen hast und kaum zu athmen im Stande bist. Wirf ihn von Dir, erleichtere Dich, ich bin bereit, Deine Last zu empfangen.“

„Aber lache mich nicht aus, Tante, denn es steht gar nicht recht gut mit mir.“

„Gott bewahre, liebes Kind! So rede doch! Inwiefern? Was gibt es denn?“

„Ach! Es ist — daß ich — daß ich mit dem Capitain Rapp verlobt bin, das heißt, daß ich ihm mein Jawort gegeben habe unter der Bedingung, daß auch die Mama das ihrige gibt. Und nun ist er hier, um bei der Mama um mich anzuhalten, und ich bin so entsetzlich bange, daß die Mama verdrießlich darüber werden, daß es der Mama nicht gefallen wird. Denn die Mama kennt doch im Grunde den Capitain Rapp gar nicht und hat keine Ahnung von Dem, was er und ich im Sinne haben, sondern hegt ganz andere Pläne mit mir, das weiß ich; und ich selbst hatte vor sechs Monaten noch ganz andere Absichten!

Siehst Du, Tante! Seit Virginia's Tod konnte sich Adolf nirgends wohl fühlen, als hier bei uns, bei der Mama, Ina und mir. Und wenn er so betrübt war, so kam die Mama mit der „kleinen Zwecke“ auf dem Arm

---

*) Ein Berg in Schweden.

zu ihm und ließ ihn sehen, wie hübsch und frisch der Knabe war. Und wenn Adolf des Nachts nicht schlafen konnte, so ging die Mama zu ihm, weinte mit ihm oder sprach mit ihm und tröstete ihn. Auch fand er viel Gefallen daran, mich spielen und Lieder singen zu hören. Dadurch wurde er allmälig heiterer und heftete sich immer mehr und mehr an uns. Und ich — — ich heftete mich auch sehr an ihn, das kann ich nicht leugnen.

So verging ein Jahr und ich weiß, daß damals die Mama auf den Gedanken kam, Adolf und ich könnten ein Paar werden. Sie wünscht dies von ganzem Herzen. Ich weiß auch, daß sie künftig Adolf die Verwaltung von Bragesholm zu übertragen gedenkt und daß sie dann wünscht, bei ihm — — bei uns zu bleiben. Woher ich dies Alles weiß, kann ich nicht so genau sagen, ich weiß es selbst nicht gewiß, denn die Mama hat nie ein Wort über Adolf und mich erwähnt. Aber — — genug, ich weiß, daß sie so denkt und daß ich selbst so gedacht habe; und ich glaube, daß auch Adolf solche Gedanken gehabt hat. So stand es, als Adolf uns verlassen und ins Ausland reisen mußte, theils seiner Gesundheit, theils der großen Fabrikgesellschaft halber, bei der er betheiligt ist und deren Verbindung im Ausland er erweitern und befestigen sollte. Er reiste und blieb fast anderthalb Jahre weg. Unterdessen lebten wir in großer Abgeschiedenheit hier zu Bragesholm. Adolf schrieb nicht oft — denn er ist nicht schreibselig — und bald wurden seine Briefe immer seltener und kürzer. So kam der lange, unendliche Winter, der so unerträglich lang hier oben ist, besonders bei uns, die wir nie einen Menschen sehen, theils weil es zu weit zu den Nachbarn ist, theils der lieben Sparsamkeit halber, die freilich mehr nützlich als angenehm ist. Dabei ist ein Tag dem andern so entsetzlich ähnlich, daß gar kein Unterschied zwischen ihnen statt findet, und Alles ist so gräßlich einerlei. Die Mama ist gut und vortrefflich, aber theils hat sie

sehr viel mit ihren Geschäften und Rechnungsbüchern zu thun, theils ist sie im Stande, die ganzen langen Abende, ja manchmal bis Nachts zwei Uhr, dazusitzen, für die Brüder zu nähen und zu flicken oder feinen Lein zu Tischzeug zu spinnen, während ihr Ina laut vorliest. Oder die Mama geht in der „großen Freude" auf und nieder, wenn der Mond scheint, ja sogar während der Nacht, wenn die Lichter ausgelöscht sind. Mit einem Wort, die Mama weiß nicht, was Langeweile ist. Und die Mama hat auch so viel gesehen, gehört und erlebt in der Welt, daß sie nun von ihren Erinnerungen leben kann. Aber was habe ich denn für Erinnerungen, um davon zu leben, zu gehen und an Winterabenden bei Mondschein zu promeniren, ich, die ich — außer in dem letzten Winter — nie von Bragesholm weggewesen bin und nichts Besonderes erlebt habe, seitdem ich geboren wurde? — Und Spinnen ist das schläfrigste Geschäft, das ich mir denken kann! Aber für die Brüder flicken — Gott segne die guten Jungen — das war damals nicht zum Aushalten. Und bei allen den guten Geschichtsbüchern, die Ina und der Mama so sehr gefallen, Livius Patavinus, Sturleson und Compagnie, muß ich gähnen und — vergesse augenblicklich wieder Alles, was sie sagen. Ich möchte weit lieber dann und wann einen Roman lesen und mitunter Abends ein Tänzchen, am Tage eine Schlittenpartie, dazwischen eine kleine Gesellschaft und ein bischen unschuldigen Lärm haben, im Uebrigen aber Nutzen bringen und tüchtig anordnen und regieren in der Welt, in meiner eigenen kleinen Welt, meine ich. Denn hier im Hause komme ich mit meinem Thätigkeitssinn nie auf einen grünen Zweig. Alles ging hier schon wie ein Uhrwerk, als ich zu vernünftigen Jahren kam. Die Mama thut so viel in eigener Person, und die alte Lisa würde glauben, die Welt ginge unter, wenn ich irgend Etwas auf meine eigene Hand im Hause vornehmen wollte. Ich hatte deshalb nichts weiter zu

thun, als still zu sitzen, denn das bischen Pianofortespielen und Weben rechne ich für gar nichts.

Und von Jahr zu Jahr kam mir's schwerer und anstrengender vor, so still in der Welt zu sitzen. Ich dachte eben darüber nach, mir eine Fabrik einzurichten oder irgend ein Gewerbe zu ergreifen, als Virginia's Tod erfolgte und Adolf seinen Aufenthalt hier nahm. Der Winter nach seiner Abreise wurde nun noch unerträglicher und langweiliger, als irgend ein anderer Winter gewesen war. Ich sehnte mich nach einem kleinen Erdbeben oder irgend einem Vorfall, worin er auch bestehen mochte, um eine Unterbrechung in unserm ewigen Einerlei herbeizuführen. Denn obgleich die Mama vortrefflich und vollkommen und Ina ein Engel ist, und Beide zusammen sich ganz angenehm unterhalten, so paßt doch ihre Gemüthsstimmung nicht zu der meinigen, und ich habe an ihnen keine ordentlichen Gesellschafter.

An einem Februartage voller Schnee saßen wir in unserer gewöhnlichen allerliebsten Einsamkeit zusammen. Die Mama saß drinnen bei Ina und spann und ich nähte und gähnte, während Ina mir die Namen aller schwedischen Könige von Gustav Wasa überhörte und über meine Zerstreuung und meine Misgriffe lachte. Plötzlich hörte ich Schellengeläute auf dem Hofe. „Mama, Schlittengeläute!“ sagte ich. — „Nein, mein Kind“, versetzte die Mama, „es ist im Ofen!“ Denn wir hatten soeben die Ofenklappe geschlossen und es prasselte wirklich im Ofen. Aber das war es nicht, was ich hörte, sondern zu meinen Ohren drang ein richtiges Schellengeläute vom Hofe herauf. Und als ich durchs Fenster guckte, sah ich einen Herrn in einer Militairmütze und mit einer prächtigen rothen Schärpe aus einem Schlitten steigen, der vor der Thür hielt. Das war der Capitain Rapp, der uns besuchte, um ein kleines Geschäft mit der Mama abzumachen. Er blieb bei uns, trank Thee mit uns und unterhielt uns drei Stunden lang.

Und wie schnell entflogen diese drei Stunden! Ich glaubte noch nie einen so angenehmen und unterhaltenden Mann wie den Capitain Rapp gesehen und gehört zu haben. Alles wußte er, Alles kannte er, über Alles wußte er zu sprechen, und er sprach gut und anziehend. Ich glaubte in diesen drei Stunden mehr gelernt zu haben, als in meinem ganzen übrigen Leben. Und von Norrland wußte er so viel zu erzählen und sprach von Volk und Land so, daß Einem ganz warm ums Herz wurde. Die Mama selbst sagte, daß sie diesen Besuch um einen Reichsbankthaler nicht entbehrt haben möchte, so gut hatte sie sich unterhalten; und ich auch. Und ich dachte in meinem Herzen, daß es sehr hübsch sein müßte, mit einem so unterhaltenden Mann, wie der Capitain Rapp, recht oft zusammen zu sein. Einen so heitern Abend hatten wir den ganzen Winter hindurch nicht wieder.

Und in diesem letzten Winter oder vielmehr im Herbst, als wir wieder so einsam waren, und die Mama sah mich blaß werden und abmagern und glaubte, daß ich mich um Adolf grämte — und das that ich auch, aber nicht so sehr, sondern ich fühlte mich so einsam und gelangweilt — da schrieb die Mama an Fridolf, daß er kommen und mich den Winter hindurch nach H** holen sollte, damit ich mich zerstreuen und an Gesellschaften und Bällen Theil nehmen könnte. Damit waren wir Alle sehr wohl zufrieden. Denn Fridolf und ich halten viel aufeinander, obgleich Schwägerin Amelie mir ein bischen zu geziert ist und ich ihr viel zu bäuerisch und dummdreist bin, glaub' ich.

Aber in der Nähe von H** hatte der Capitain Rapp seinen Wohnort. Und seitdem ich in der Stadt war, kam auch er oft dahin, veranstaltete Schlittenpartien und Bälle und lud mich dazu ein, sodaß ich einen ganz vergnügten Winter hatte und auf mehr als dreißig Bällen tanzte. Da hörte ich von vielen Leuten, welch' ein guter und ehrenwerther Mann der Capitain Rapp war

und wie allgemein er geachtet und geliebt wurde. Und als ich nun wieder nach Bragesholm hinreisen sollte und der Capitain meine Hand festhielt und sagte, daß er mich unmöglich fortlassen könnte, denn ich hätte sein Herz genommen — da merkte ich, daß er auch das meinige hatte, und — wir waren verlobt, ehe ich es noch ordentlich wußte. Denn er ist so lebhaft und hastig in allen seinen Vorhaben!

Nun hängt Alles davon ab, wie die Mama die Sache aufnimmt. Denn ich weiß schon, wie sie sagen wird. Die Mama ist jetzt so besonders und hat immer zu ihren Kindern, auch zu mir, als ich meine Fabrikpläne im Kopfe hatte, gesagt: „Macht Euch glücklich, wie Ihr am besten könnt und wollt. Ich will Alles, was in meinen Kräften steht, dazu beitragen, daß Ihr es haben mögt, wie Ihr es wünscht!" Und wir wissen, daß die Mama Wort hält. Aber gerade deshalb ist man so bange, Etwas gegen den Willen der Mama zu thun oder Etwas zu wollen, was ihr unangenehm sein könnte. Und ich weiß, daß meine Verlobung mit dem Capitain Rapp der Mama nicht anders als unangenehm sein kann, denn die Mama kennt ihn gar nicht und hat sich fest an den Gedanken gewöhnt, daß Adolf und ich ein Paar werden sollen. Aber das wäre kein Glück für uns. Denn im Grunde passen er und ich nicht füreinander. Er ist zu hoch und zu melancholisch für mich, und ich bin zu alltäglich und prosaisch für ihn. Wir würden nie so glücklich zusammen werden, wie er und Virginia gewesen sind. Die glich in allen Stücken der Mama!

Aber Reinhold Rapp und ich passen füreinander und werden zusammen durchs Leben tanzen in Lust wie in Leid, wenn nur die Mama, ach, wenn nur die Mama Ja dazu sagen und heiter sein will. Denn wenn auch die Mama Ja sagt, wie ich weiß, daß sie thun wird, dabei aber nicht heiter ist, sondern blaß und still wird, wie sie manchmal ist, wenn sie ihr Gemüth bedrückt fühlt —

— und wenn auch Adolf traurig würde — ja — das halte ich nicht aus; und wie es auch ginge, ich würde unglücklich sein, wenigstens im Anfang!

Und nun, sage mir, gib mir einen guten Rath! Wie soll ich mich benehmen? Was sollen wir thun?"

„Warte bis morgen", sagte das Fräulein, „und dann sage Alles; rede mit Deiner Mutter, ehe es der Capitain Rapp thut. Aber warte, bis Adolf mit ihr gesprochen hat. Ich müßte mich sehr irren, wenn er ihr nicht etwas anzuvertrauen und ein Bekenntniß zu machen hat, das Dir den Weg sehr leicht machen und ebenen wird. Wenn mich nicht alle Zeichen, wenn mich nicht meine eigenen guten Augen gänzlich täuschen, so hat sich Adolf bereits eine Gattin gewählt — aber Du bist es nicht — und sehnt sich danach, mit Deiner Mutter darüber zu sprechen."

Charlotte schlug die Hände zusammen.

„Ida, Ida!" rief sie. „Die schöne Ida R**! Ja, sie muß es sein! Ich hätte die Blicke, die er während des Mittagsessens auf sie warf, gleich verstehen sollen! Wo hatte ich nur meine Gedanken? Nun Gott sei Dank! Nun ist Alles klar! Nun kann noch Alles gut gehen und die Mama mit mir und meiner Partie zufrieden werden! Uebrigens ist es ja in jeder Hinsicht eine gute Partie! Denn Reinhold ist ansässig und ist ein ordentlicher Mann. Fridolf hat mir versprochen, mit der Mama zu seinem und meinem Gunsten zu sprechen. Ach, wir können noch glücklich werden! Tausend, tausend Dank für diese Hoffnung! Nun kann ich wieder Athem schöpfen. Der Areskuta ist von meiner Brust gewälzt. Er hat den ganzen Mittag auf mir gelegen, sodaß ich kaum essen, kaum einen Bissen hinunterbringen konnte. Ach! Wie gut das trifft! So glücklich! Nun muß ich aber gehen und sehen, ob ich mit Ina sprechen kann. Denn sie muß ins Geheimniß eingeweiht werden, damit sie bei der Mama für mich sprechen kann. Sie ist Minister

der innern Angelegenheiten im Hause; auf sie kommt sehr viel an und bei ihr wird Vieles vorbereitet, was nachher zur Mama, unserer allergnädigsten Regentin und huldreichsten Mutter, kommt!"

Heiter und strahlend umarmte Charlotte das Fräulein und tanzte die Treppen hinab, um einen Besuch in der „kleinen Freude" zu machen und mit der Innersten unter vier Augen zu sprechen.

Als sie eintrat, stand Adolf von seinem Sitz auf. Er und Ina hatten rothe Augen. Er küßte ihre kleine weiße Hand und drückte Charlottens Hand flüchtig, als er aus dem Zimmer ging und ihr den Platz überließ, damit sie der Innersten ihr Inneres öffnen konnte.

Gegen Abend kamen die beiden jüngsten Söhne des Hauses, die Jünglinge Yngve und Arvid, Beide hübsche, vielversprechende junge Männer, die Augäpfel der Mutter und die Lieblinge der Innersten, heiter und glücklich darüber, daß sie in der Heimat bei der Mutter und bei den Geschwistern sein konnten.

Es war nicht möglich, im Laufe dieses Tages eine vertrauliche, ernste Unterredung mit Frau Cäcilia zu haben. Deshalb wurden alle Bekenntnisse bis zum folgenden Tage aufgeschoben. Abends bat Adolf seine Schwiegermutter um eine Unterredung unter vier Augen für den folgenden Morgen. Und diese Bitte in Verbindung mit den Gedanken, welche sie hervorrief, machte der Frau Cäcilia eine schlaflose Nacht.

Frühzeitig am andern Morgen traf Frau Cäcilia in ihrem Cabinet mit ihrem Schwiegersohn zusammen. Sie war blaß und ihre Hand zitterte, als Adolf in sichtbarer Aufregung selbe ergriff und an seine Lippen führte. Er setzte sich neben sie aufs Sopha und sagte zärtlich:

„Zürne nicht mit mir, liebe Mutter, wenn Du findest, daß ich übereilt gehandelt habe. Ich gebe es gern zu, aber — — bereuen kann ich nicht."

Adolf schwieg einen Augenblick, denn er bemerkte,

daß seine Schwiegermutter leise zitterte und sehr bleich aussah. Doch sprach sie nicht, sondern deutete ihm durch ein Zeichen an, daß er fortfahren solle. Nicht ohne Verlegenheit, aber männlich und entschlossen fuhr Adolf fort:

„Die Liebe hat mich überrascht. Ich habe mein Herz gegeben und will auch meine Hand geben der Tochter Deiner Freundin, meine Mutter, die Du ebenfalls kennst und liebst" — —

Mit einer bei ihr ungewöhnlichen Heftigkeit unterbrach ihn Frau Cäcilia, indem sie ihre Hand auf seinen Arm legte und sprach:

„Ist es schon entschieden? Kann es nicht geändert werden? — Bist Du gebunden — unwiderruflich?"

„Ich bin es!" versetzte Adolf bestimmt. „Ich habe Ida als meine Braut geküßt und ihr Versprechen empfangen, die Meinige zu werden, wenn Du, meine Mutter, diese Wahl billigst. Das war ihre Bedingung. Und sie ist mit mir zurückgekommen, um Dich zu bitten — — Deine Kinder zu segnen."

Frau Cäcilia seufzte schwer und bedeckte ihre Augen mit der Hand.

Adolf erzählte ihr nun kurz, wie er seine erste Bekanntschaft mit Ida in einem ausländischen Bad angeknüpft, wie sie schon damals durch ihre Seelenstärke und Fassung unter den schwierigsten Verhältnissen einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht, wie sie nun auf der Reise nach Avasaxa wieder mit ihm zusammengetroffen und was Alles unter ihnen vorgegangen sei. Offen und ehrlich sagte er Alles.

Frau Cäcilia blieb still und hielt fortwährend ihre Augen mit der Hand bedeckt.

„Meine Mutter! Meine gute Mutter!" sprach endlich Adolf tief erschüttert. „Sprich doch zu mir! Sieh mich an! Ist es möglich, daß Du so tief verletzt sein kannst, daß Du wirklich dagegen bist, diese herrliche Ida, deren Charakter Du — ich weiß es — bewunderst, als Toch-

ter aufzunehmen? Wenn es so ist, so verzeihe mir diesen Kummer, meine Mutter, und glaube mir, daß derselbe durch meine und ihre Liebe zu Dir, durch das Glück, das Du Deine Kinder genießen sehen wirst, mit einem Mal ausgetilgt werden wird. Denn ich weiß es, Du willst nur unser Wohl, nur unser Bestes! Aber rede — — rede zu mir, meine Mutter!"

„Adolf!" sagte Frau Cäcilia mit Fassung, aber immer noch bleich. „Ich will aufrichtig gegen Dich sein. Du warst und bist mir sehr lieb. Keiner von meinen Söhnen ist mir lieber. Und ich kann nicht leugnen, daß mir der Schritt, den Du gethan hast, sehr viel kostet. Ich halte ihn für übereilt. Ida ist nicht die Frau, die ich als Virginia's Nachfolgerin an Deiner Hand, in meinem Hause zu sehen wünschte. Ich glaube nicht, daß sie einen Mann glücklich machen kann. Ihr Charakter, obschon edel, ist zu stolz, und ihr Gemüth ist — — nicht gut. Ich kann nicht leugnen, daß ich andere Pläne, andere Wünsche in Bezug auf Dich gehegt habe. Aber das ist die gewöhnliche Schwäche und — — die gewöhnliche Täuschung der Mütter, lieber Adolf. Doch gleichviel! Du hast ein Recht, für Dich allein zu wählen, ohne eine andere Rücksicht, als die auf Deinen kleinen Knaben. Möge Ida ihm eine gute Mutter werden! Möge sie Dich glücklich machen! Dann wird sie keinen Grund haben, sich über Kälte von meiner Seite zu beklagen. Du kannst überzeugt sein, Adolf, daß die Hausfrau, die Du gewählt hast, von Deiner Mutter gut aufgenommen werden wird. Möge sie, möge sie Dich glücklich machen!"

Mit thränenden Augen und mütterlicher Huld umarmte Frau Cäcilia ihren Schwiegersohn.

„Und nun", fuhr sie freundlich fort, indem sie nach der Thür ihres Schlafzimmers ging, „will ich ein Weilchen allein sein. Beim Frühstück sollst Du Deine Ida zu mir führen."

Frau Cäcilia begab sich in ihr Schlafzimmer. Sie

wollte sich in der Stille sammeln und ihre aufgeregten Gefühle beruhigen. Denn sie war schmerzlich ergriffen durch Das, was vorgefallen war. Es war ihr höchst zuwider, Ida an Virginia's Stelle treten zu sehen. Sie fühlte, daß die alte Frau auf Bragesholm und die künftige junge Frau sich daselbst nebeneinander nie wohl fühlen würden. Sie dachte auch mit Unruhe an Charlotten. Wie würde Charlotte, die ihr Herz so sehr an Adolf gehangen hatte, diese Nachricht aufnehmen und ertragen?!

Aber lange konnte sich Frau Cäcilia diesen kummervollen Betrachtungen nicht hingeben, denn bald öffnete sich die Schlafzimmerthür und Charlotte guckte herein. Als sie ihre Mutter bleich und ernst im Lehnstuhl sitzen sah, eilte sie zu ihr, küßte sie und bat sie unter verhaltenem Weinen, daß sie nicht böse werden möchte, wenn sie ihr Etwas zu sagen, zu gestehen hätte!

Sehr übel zu Muth, bat Frau Cäcilia ihre Tochter zu sprechen.

Und Charlotte sprach. Sie erzählte und bekannte Alles, was wir bereits wissen. Und es war eine unbeschreibliche Herzstärkung für sie, als sie sah, wie sich während ihrer naiven Erzählung das Gesicht ihrer Mutter erheiterte und endlich in ein Lächeln verzog. Desto beredter wurde Charlotte in ihrem Ruhme Reinhold Rapp's, wobei sie sich auf Fridolf berief, der die Wahrheit alles Dessen bezeugen sollte, was sie zu Rapp's Lob sagte.

Nach dem Bekenntniß Adolf's war es in der That keine geringe Erleichterung und Beruhigung für Frau Cäcilia, das Geständniß Charlotte's zu hören, das sie auf einmal von allem Kummer über die „unglückliche Neigung" ihrer Tochter befreite, obgleich es auch Besorgnisse wegen einer neuen Uebereilung bei der wichtigen Wahl eines Freundes für das ganze Leben in ihr erregte. Allein sie sprach zu ihrer Tochter:

„Mein bestes Kind! Du weißt, daß Du Freiheit

hast, zu wählen und über Dein Lebensglück zu beschließen, wie Du es für das Beste hältst. Ich werde mich in eine so wichtige Sache, wie eine Heirath ist, nicht mischen. In dieser Beziehung muß jeder Mensch für sich wählen und beschließen. Und ich hege das Vertrauen zu meiner Charlotte, daß ihre Wahl ihr nur Ehre machen wird. Wenn ich Dich aber bitte, die Entscheidung noch kurze Zeit aufzuschieben, so geschieht dies blos deshalb, weil ich selbst gern sehen will, ob Du Deiner Wahl völlig sicher und einig mit Dir selbst bist, und weil ich selbst den Mann gern genauer kennen lernen will, dem ich das Vertrauen schenke, mein geliebtes Kind aus der mütterlichen Heimat wegzuführen und für ihr Glück zu sorgen. Es muß ein sehr braver Mann sein, wenn ich mich darein finden soll, zufrieden mit ihm zu sein. Aber das ist der Capitain Rapp auch, hoffe ich; und ich werde mit Fridolf über ihn sprechen, auch mit ihm selbst, wenn er es wünscht. Und jedenfalls hoffe ich, daß er so lange in Bragesholm bleiben wird, als es ihm möglich ist."

Frau Cäcilia sprach dies mit so viel Zärtlichkeit und Würde, daß Charlotte tief gerührt und entzückt über diese mütterliche Güte wurde und die Hände der Mutter im eigentlichen Sinne des Worts mit Küssen bedeckte. Bewegt und fröhlich eilte sie dann, um ihre guten Aussichten dem Capitain Rapp, der mit unruhiger Erwartung auf seinem Posten stand, und dem Fräulein, das ebenfalls wartete, mitzutheilen.

Charlotte war noch nicht zehn Minuten von ihrer Mutter weg, als das Fräulein in das Schlafzimmer der Letztern trat und ihr mit einer halb ernsten, halb komischen Miene von Verlegenheit sagte, daß sie ihr ein Geständniß zu machen habe.

„Auch Du?" rief Frau Cäcilia erstaunt und fast belustigt durch diese Wiederholung. „Nein, das wird wirklich zu viel! Am Ende hast auch Du, meine alte

kluge Emeli, Dich «von der Liebe überraschen» lassen und bist gegangen und hast Dich verlobt!"

„Gott sei mir gnädig, wahrhaftig so ist es!" sagte das Fräulein. „Der Oberst S** hat sich um meine Hand beworben und ich habe ihm geantwortet: «Ja, ich danke!»"

Nun lachte Frau Cäcilia laut auf.

„Nein, das ist zu närrisch!" rief sie. „Ich weiß nicht, wo das enden soll. Nun fehlt nur noch, daß die „kleine Zwecke" kommt und bekennt, sein Herz verschenkt und eine Wahl für sein Leben getroffen zu haben, und daß mir mein alter Verwalter seine Verlobung mit meiner alten Lisa vermeldet; dann wäre Alles richtig. Ich glaube, die warme Johannissonne hat die Menschen verhext und ihre Herzen und Köpfe in Flammen gesetzt. Und auch Du, alte Freundin? — Nein, das ist doch zu närrisch! — Du, die Du gottesfürchtig und ernsthaft dasitzen und spinnen und in der Postille lesen und mir im Herbst und Winter Garn wickeln und alte Lieder vorsingen sollst, Du trachtest nun nach Heirathen und Romanenscenen und bist nicht um ein Haar klüger, als das junge Volk, die sich alle «von der Liebe überraschen» lassen!"

So fuhr Frau Cäcilia fort zu scherzen und sich zu ereifern, sodaß das Fräulein wirklich verlegen und zuletzt ganz niedergedrückt wurde. Aber Frau Cäcilia sah kaum, daß Thränen aus ihren großen braunen Augen hervordrangen, als sie ihre Freundin in die Arme schloß und zu ihr sagte:

„Liebe Emeli, ich scherze ja nur! Aber nun im Ernst — Glück auf! Ich habe viel Gutes von dem Obersten S** gehört. Er sieht aus wie ein rechter Ehrenmann. Und macht er Dich glücklich, so soll es mich nicht verdrießen, daß Du, wie alle Andern, mich verlässest, und daß ich nun meine verfitzten Gewebe allein auftrennen muß. Aber Eines behalte ich mir vor — ich

richte Deine Hochzeit aus, und zwar hier in Bragesholm. Ich will mich auch auf eine gewisse Weise bei der allgemeinen Freierei betheiligen. Und am Ende haben wir mehr als eine Hochzeit zu feiern."

Und wenn nun „die kleine Zwecke" wirklich gekommen wäre und ihr Bekenntniß abgelegt und gesagt hätte, daß sie „von der Liebe überrascht" ihre Wahl getroffen und ihr Herz verschenkt hätte, so wäre es nur die Wahrheit gewesen. Auch Frau Cäcilia bemerkte dies und mußte lächeln, als sie im Laufe des Tages „die kleine Zwecke" so aufgekratzt um die kleine hübsche Naima herumhüpfen und spielen und so offenbar verliebt in sie sah, daß die beiden kleinen Leutchen sehr bald von allen Anwesenden „Braut und Bräutigam" genannt wurden.

Und als am Abend dieses Tages der alte Verwalter, nachdem er seinen gewöhnlichen Bericht über die Geschäfte des Tages erstattet hatte, unter vielen seltsamen Verbeugungen und schüchternem Husten erröthend mit dem Geständniß hervorkam, daß er gesonnen sei, sich mit der tugendbelobten Jungfrau Lisa ehelich zu verbinden und daß sie Beide schon zusammen „einig" wären, wenn die gnädige Frau es erlauben wolle — — da — ja, da fing Frau Cäcilia in der That an zu glauben, daß irgend eine Verhexung stattgefunden und daß die Johannissonne in diesem Jahr eine ganz besondere entzündende Kraft habe.

„Wie wird es uns gehen?" sagte sie scherzend zu Ina. „Unmöglich können wir Beide allein ganz leer ausgehen bei dieser allgemeinen Freierei. Ich warte nur noch darauf, daß unser junger Künstler einer von uns Beiden seine Erklärung und sein Bekenntniß macht."

Die Jünglinge Yngve und Arvid hatten auch ihre Bekenntnisse zu machen. In dem Beichtstuhl der Familienliebe sprachen sie dieselben gegen die Mutter und Ina aus. Aber sie waren nicht so gefühlvoller Natur wie die erstern.

Yngve stand auf einem Scheideweg zwischen zwei Aussichten zur Beförderung. Zu ihm sagte die Mutter:

„Frage nicht danach, wo sich Dir die größten Vortheile darbieten; frage danach, wo Du mit Deinem Pfund dem Vaterland am besten nützen kannst."

Arvid hatte seine Laufbahn mit ungewöhnlichen Erfolgen begonnen; er war aber auch auf Widerstand, Neid und Feindseligkeiten gestoßen und fühlte sich empört darüber. Zu diesem sagte die Mutter:

„Fürchtest Du die Stürme? Weißt Du nicht, mein Sohn, daß nur durch sie der junge Baum wachsen und groß und stark werden kann! Aber — laß Dich von dem Bösen nicht besiegen, sondern besiege das Böse mit dem Guten!"

Verliebt waren die Jünglinge nur in ihre Mutter und Schwestern; Vorliebe fühlten sie nur für die Reize der Natur und des Landlebens.

Was Theodor anlangt, so war er gar nicht weit von dem Bekenntniß, das Frau Cäcilia scherzend erwähnte. Es hatte sich zwischen ihm und der alten Herrin von Bragesholm ein Verhältniß gebildet, wie es zwischen ältlichen liebenswürdigen Frauen und jungen angenehmen Männern, wenn sie auch Fremdlinge in den Häusern der Erstern sind, nicht selten vorkommt. Ein mütterliches und söhnliches Wesen machte sich zwischen Beiden geltend und hatte für ihn, den Mutterlosen, einen ganz besondern angenehmen und rührenden Reiz. Man sieht dies auch deutlich in den brieflichen Andeutungen, die er für seinen Freund niederschrieb.

Wir theilen dieselben in Folgendem mit.

Aus Theodor's Brief.

Bragesholm, den . . . . Juli.

Es macht einen eigenthümlichen Eindruck, wenn man aus dem großen Gasthaus der Welt, in welchem sich Alles bewegt und hin und her läuft, in ein Haus tritt, in welchem man seine feste, bleibende Wohnung zu nehmen gedenkt. Die Ruhe im Hause, die stille Ordnung in den täglichen Geschäften, Alles trägt ein Gepräge von Frieden und Festigkeit an sich, das Denjenigen, der auf diesem rollenden Erdenklos von einem Welttheil zum andern gerollt ist und seine Heimat fast — — vergessen hat, beinahe in Erstaunen setzt. Im Hause begegnet man Dienstleuten mit freundlichen, hellen Gesichtern; die ältern derselben sind wenigstens seit zwanzig Jahren im Hause, die jüngern sind Kinder der Gutsunterthanen, die es als ein Glück betrachten, daß ihre Kinder oben im Herrenhause erzogen werden. Alle sehen heimisch, ruhig, zufrieden und fröhlich aus.

Frau Cäcilia führte mich gestern durch die Zimmer, theilte mir die Namen und Ueberlieferungen derselben mit — denn jedes Zimmer hat seine eigenen Ueberlieferungen — zeigte mir auch die alten Gemälde, Familienportraits, Frau Märtha Orrhane und ihre Malereien

und Inschriften im großen Saal, „die große Freude“ genannt, und erzählte mir von meinen Vorfahren! — Was glaubst Du wol, was ich dabei fühlte?

Vieles in der Gegend hat sie verschönert, gepflanzt, angelegt und urbar gemacht. Ich kann mir denken, wie sie mit diesem Ort zusammengewachsen ist, wie sie denselben lieben muß!

Sie begegnet mir mit mütterlicher Liebe. Sie hat mich gebeten, so lange hier zu bleiben, als — — ich mich hier wohl befinde. Ich glaube, daß sie sich wohl bei mir fühlt. Dieses Gefühl macht mich glücklich; und je mehr ich sie sehe und höre, desto unmöglicher wird es mir, etwas Böses von ihr zu glauben. Ja, mein finsterer Argwohn weicht immer mehr vor dieser lichten Gestalt, wie die Schatten der Nacht vor dem Lichte des Tages. Wie Frau Minnetrost in Fouqué's „Zauberring“, weht sie mir mit Lilienstengeln Frieden in das unruhige, wogende Herz. Es macht mir zuweilen Schmerz, sie so sanft und arglos neben mir hergehen zu sehen, neben mir, der — —

Aber ich beabsichtige nichts Böses. Ich will mich nur überzeugen, ich will nur einig mit mir selbst über meine Handelsweise werden!

Ich schwärme draußen herum in diesen warmen, schattenlosen Nächten, in der magischen Beleuchtung eines Lichts, das nirgends zu sehen, nirgends zu entdecken ist. Schlaf habe ich nur wenig. Warum soll man auch schlafen, wenn man leben und genießen kann? Ja, ich genieße jetzt das Leben auf einen Augenblick, aber beinahe so, wie unsere Stammältern die verbotene Frucht genossen — —

Am Tage bin ich häufig und lange bei der alten Frau und der Innersten, von der Du weißt. Ich

weiß noch immer nicht, was sie ist. Ein natürlicher Mensch ist sie gewiß nicht. Denn sie liest Griechisch und Lateinisch, liest den Herodot, Tacitus und Livius bis spät in die Nacht hinein, spricht wie eine Weise und ist dabei im Stande, über Nichts zu lachen und zu scherzen, wie das fröhlichste Kind, aber mit aller Feinheit und allem Witz einer geistvollen Frau. Und doch ist sie blos ein Kopf — aber ein Engelskopf — mit ein Paar Flügeln. Nun komm nicht etwa und sage mir, daß sie ein natürlicher Mensch sei!

Sage mir lieber, daß ich — — verliebt bin. Denn darüber kann ich doch böse werden. Kein Mensch verliebt sich in den vierten Theil eines Menschen, in einen Kopf mit ein Paar Flügeln, wenn auch alle Weisheit der Welt aus demselben spricht, wenn er auch noch so entzückend lächelt!

Aber — — als Odin ein Auge weggab, um Mimer's Haupt zu erhalten, glaub' ich, daß er klug daran that. Denn man kann eine Begleitung durch das Leben nicht theuer genug bezahlen, mit der man sich nie einsam fühlt, mit der das Leben nie arm erscheint, sondern stets eine lebendige Quelle hat, an die man gehen, aus der man schöpfen kann.

Ich möchte stets in der Nähe der Innersten sein, ihr vorlesen, vor ihren Augen zeichnen und malen, mit ihr sprechen und von ihr lernen, ihr dienen, wie man eine verzauberte Prinzessin anbeten und bedienen kann. Aber Liebe? — —

Sage dann lieber, daß ich — — in diese alte Frau verliebt bin. Denn wahrhaftig, eine wunderbare Macht zieht mich zu dieser Frau. Ich möchte zu ihren Füßen sitzen, mein Gesicht in die Falten ihres hellen Kleides drücken, sie küssen und — — weinen. Aber zuweilen kämpfe ich heimlich gegen sie und werfe ihr still mein verschleudertes, verunglücktes Leben vor.

Aber wenn ich bei ihnen — bei diesen Beiden bin,

wenn ich mit ihnen spreche, wenn sie mit mir sprechen, dann werde ich ruhig und hell in meinem Innern. Aus diesen Geistern säuselt Frieden zu mir herüber. Sie müssen, sie müssen Kinder eines höhern Lichts sein!

Höre! Glaubst Du, daß man, um ein recht gründlicher Philosoph zu sein, nothwendig philosophische Schriften gelesen oder Philosopheme geschrieben haben muß? Glaubst Du nicht, daß die höchsten Resultate der tiefsten Philosophie im Besitz einer Menschenseele sein können, die nie gelesen, nie die Namen Schelling oder Hegel gehört hat? — Lieber! Glaubst Du, daß die ewige Wahrheit und Weisheit so lange wartet, um unter der Menschheit zu erscheinen, bis ihr die Philosophen ex professo eine Wohnung eingerichtet und zu ihr gesagt haben: „Hier, Ihre Gnaden!" und zu den Menschen: „Hier sitzt die Wahrheit, ihr guten Leute!"

Gestern, in einer stillen Stunde, unterhielt ich mich mit Frau Cäcilia. Wir waren allein. Sie saß und nähte. Ich ließ mich gehen und sprach zu ihr, wie mir der Geist eingab. Der dunkle Geist war über mich gekommen. Und ich ließ ein ganzes Heer von Fragen und Zweifeln, lauter Volk der Schatten, welches die Forschung unserer Zeit hervorgerufen hat, aus meinem Innern herausgehen, umherflattern, die Sonne verdunkeln und über das Leben — das jetzige wie das künftige, denn beide sind ja eins — eine recht gründliche Nacht verbreiten. Ich wollte sehen, wie sie es aufnahm. Es reizte mich, sie immer so ruhig und hell zu sehen; und ich wollte sie wenigstens ein bischen schrecken und den gewöhnlichen Ausruf von ihr hören: „Gott bewahre mich!" oder: „Gott steh' uns bei!"

Aber — — sie sagte nichts. Sie ließ mich gehen und reden. Und als ich aus Mangel an Widerspruch

und aus Mangel an noch schlimmern Ansichten, als ich bereits ausgesprochen hatte, endlich aufhörte, vernahm ich blos einen leichten Seufzer. Dann blickte sie auf, sah mich an und — — lächelte. Aber so gutmüthig, so ruhig, so freundlich, so mütterlich hold und zugleich so schelmisch, daß ich — — ganz beschämt, ganz perplex wurde und nicht wußte, was ich thun sollte. Denn sie sagte kein Wort der Erklärung dazu. Und dennoch lag darin eine große unerschütterliche Gewißheit für sich, für mich, für die ganze Welt. Ein wunderbares Lächeln! Aber es hat mir später ordentlich in die Seele geleuchtet.

Woher kommt solch ein Lächeln? Ist es nicht ein Strahl aus dem Urquell des Lichts?

Wenn Gott die Welt erleuchten und erwärmen will, schickt er da wol zuerst Worte und Beweise? Nein! Er läßt die Sonne, er läßt sein Lächeln strahlen. Erst das Leben, dann die Lehre! Erst das Licht — die Weisheit — dann die Erklärung desselben!

Und höre einmal! Wenn dieser so lebhafte, so lächelnde Geist ein Weib ist, glaubst Du nicht, daß er dann etwas ganz Besonderes zu bedeuten hat?

Warum ging Numa zur Egeria, um sich Weisheit zu holen? Warum lauschte der Weiseste der Griechen den Eingebungen der Aspasia? Warum hatten alle Orakel der Vorzeit weibliche Priesterinnen? Warum besaßen die Wala des Nordens und die Iduna des Nordens allein das Geheimniß von dem Ursprung und Zweck der Welt? Warum haben noch heutzutage alle Völker das Gefühl einer mystischen Gewalt der Frauen, die sie bald zu unterdrücken suchen, bald verehren, stets aber — im Guten und im Bösen — leiden?

Ist es nicht deshalb, weil sie als Letztgeborene des Schöpfers, als Schlußwerk der Schöpfung, stets einen geheimnißvollen, tiefern Zusammenhang mit dem Urquell alles Lebens beibehalten und das Ursprungswort noch immer zuerst in ihrer Seele erzeugen?

„Phantasie!" sprichst Du und zeigst auf die Alltagswesen in der Welt. Du hast Recht. Aber ich habe auch Recht!

Ich wandere und reite viel auf dem Gut herum. Ich suche das Landvolk und die Arbeiter vom Hofe in ihren Wohnungen auf. Ich frage sie, lasse sie reden, höre ihnen zu und lerne. Wer es nöthig hat, kann sich hier überzeugen, daß kein Gut auf die Dauer verbessert werden kann, wenn nicht auch der Wohlstand und der Zustand der Unterthanen gleichzeitig verbessert wird, und daß christliche Billigkeit und Güte in der letzten Instanz auch die Quintessenz der weltlichen Klugheit sind. Die niedere Oekonomie muß eine höhere werden, sie muß zum Himmel emporsteigen und dort getauft werden, wenn sie die Erde und — — das Leben recht befruchten soll. Ich höre und sehe es hier, wo der Knecht mit der Hoffnung arbeitet, Häusler zu werden; der Häusler, wenn er fleißig ist, Gutsbesitzer oder Erbpachter werden kann; wo der Häusler und der Gutsbesitzer nicht nur sein Feld gut bauen, sondern auch sein Haus verschönern, wo sogar der Tagelöhner seine Arbeit anerkannt und belohnt sieht, wo das Verhältniß zwischen Gutsherrn und Unterthanen voll von Wohlwollen und Vertrauen ist. Auf die Gerechtigkeit und Billigkeit der alten Frau vertrauen Alle, wie auf die unsers Herrn. Und so arbeitet man mit Hoffnung. Und die fröhliche Hoffnung gebiert Freude bei der Arbeit, Freude bei der Ruhe. Und so steigen am Tage Lieder rings von Feld und Wiese empor und erfüllen die ganze Gegend mit erfrischenden Gesängen. Und Abends fordert die Jugend des Dorfs das Echo zum Lachen heraus.

Wer solche Freuden nicht zu den Genüssen und Schätzen des Landlebens zählt, der verdient überhaupt gar keine Genüsse!

Ich höre, ich sehe tagtäglich, daß diese Frau und ihre Familie von der ganzen Gegend wie eine Segnung betrachtet wird.

Wer aber käme, diese Familie von diesem Ort zu vertreiben, der käme blos wie eine Wolke über die Sonne, wie ein Unglück über Glückliche. Warum sollte er also kommen? Warum sollte er hier auftreten? Wieviel liegt doch darin, wenn ein armseliges Menschenleben im Stillen verschwindet!

„Es wie andere Menschen machen, wie andere Leute sein", war sonst immer das Ideal, das man mir in meinen jungen Jahren vorstellte. Aber damals konnte ich nicht und jetzt — will ich nicht sein, wie andere Leute, wie die meisten Menschen. Das mag wie Eigenliebe klingen. Es mag vielleicht auch solche sein. Aber ich kann mir nicht helfen; ich bleibe dabei.

„Was thut Ihr denn Besonderes?" sagte der Erlöser, als er seine Schüler über das Thun und Treiben der Alltäglichkeit erheben wollte.

Er will also, daß wir etwas Besonderes sein, daß wir ein eigenthümliches Salz in uns haben sollen, um uns damit das Leben zu würzen.

Und wenn auch sie mir Unrecht thun könnte, ja, wenn Alle mir Unrecht thun wollten, würde ich dennoch — — recht handeln können? Recht vor meinem eigenen Richterstuhl, recht vor dem Auge des Ewigen,

das in mich blickt und in dessen Glanz mein Geist einst hell und glücklich war — auf eine Weile?

Und dann — wie wird es dann werden?

Ganz zuletzt endlich — oft spät genug, aber doch endlich einmal, findet gewöhnlich der ernsthaft Suchende schon auf Erden seine Herberge, seine stille Wohnung, in welcher er sein Lämpchen anzünden und es hell und behaglich um sich machen kann, wenn es Abend wird. Da kann er sagen: „Hier ist gut sein!“ und den großen Morgen abwarten.

Viele finden sie, aber die Meisten? Strebende Geister, unruhige Seelen, meine Brüder und Schwestern — werdet Ihr Ruhe finden, ehe die Flamme Eures Lebens erloschen, das Herz zu Asche gebrannt ist und der Schnee schwer und kalt auf Eurer Brust liegt? Es gibt Feuergeister, Phönixseelen, die sich vom Feuer nähren, die sogar die Flammen küssen, sie verzehren, mit Liebe auf ihrem brennenden Scheiterhaufen liegen, wohl wissend, daß sie verwandelt werden, im Bewußtsein eines größern Schicksals auf Erden, als der Freiheit, als der Glückseligkeit!

Glückliche! Unglückliche! Euch beklage ich nicht. In Euerm tiefen Schweigen, auf Euern nächtlichen Höhen ist der Höchste mit Euch, strafend oder tröstend. Ihr seid allein mit ihm. Ihr wißt, Ihr fühlt das, und das ist Euch genug. So war er mit Moses, so mit Oedipus, so mit einem weit Größern, als diese sind. Er nahm sie abseits bei ihrem letzten Kampfe. Sie waren allein mit ihm; das fühlten sie und das war ihnen genug!

Aber wir, die wir in den niedern Thälern der Erde bauen, Genuß und Frieden suchen, nur in dem Beifall und in der Liebe unserer Mitmenschen leicht athmen, uns in dem Sonnenschein des Lebens wärmen wollen, die

wir — ach, ich muß noch tiefer herabsteigen — Kaffee und Cigarren, einen gedeckten Tisch und ein gemachtes Bett bedürfen, die wir, während wir unsern Frieden mit dem Himmel suchen, auch nach Wohlbefinden auf der Erde trachten, wir Legion! — O wie schwer ist es, sich den fesselnden Banden zu entziehen!

Aber wenn es geschehen ist, dann — dann muß es schön werden, dann muß ich freier athmen und wieder auf dem Berge stehen, wie früher einmal — — oberhalb des Nordwinds, glückselig im Licht des Ewigen.

Aber ich zögere noch, denn — ich genieße eben ein kleines Stückchen Glück mit den Menschen, so wie ich es früher nie genossen habe. Ich schiebe den Abschied auf. Eine kleine Weile, o, eine kleine Weile laß mich noch schwärmen, mich noch heiter, mich noch ein Kind sein!

Und wenn sie mich liebten? Wenn sie den Rückgekehrten, den Auferstandenen mit Freude aufnehmen könnten? Aber das ist unmöglich! Es ist kindisch, daran nur zu denken! Zuweilen denke ich daran, ohne weiteres meines Wegs zu reiten. Vielleicht thäte ich daran am richtigsten und am besten. Ich möchte aber wissen, ob mich Jemand vermissen würde?

Seit dem „Tag der Bekenntnisse" — so wurde er in der Familie genannt — war eine Woche vergangen, und während die jüngern Mitglieder des Hauses auf Anermahnen der Frau Cäcilia in jeder möglichen Weise die Reize des schönen Wetters und des Landlebens benutzt hatten, hatte sie selbst im Stillen sehr viel geschrieben und gearbeitet, theils in ihrem eigenen Zimmer, theils bei der Innersten, die ein sehr brauchbarer Finanzminister und Rechnenmatador im Departement der Familie war.

So kam der Tag, an welchem der Gutskauf abgeschlossen werden und der Käufer, ein Nachbar Frau Cäcilia's, mit seiner Familie nach Bragesholm kommen sollte. Auch einige andere Nachbarn waren eingeladen. Frau Cäcilia wollte ein Mittagsessen geben und hatte alle ihre Freunde und ihre sämmtlichen Kinder gebeten, an diesem Tage noch bei ihr zu bleiben.

Der Tag war gekommen und die Nachbarn mit ihren Frauen, Töchtern und Söhnen kamen ebenfalls. Die jungen Mädchen traten noch besonders vor und verneigten sich vor der Herrin von Bragesholm, als sollte diese ihre selbstgewebten Kleiderstoffe oder ihre Halsbänder von selbstfabricirten Rosenperlen sehen. Und Frau Cäcilia war ganz besonders freundlich und mütterlich gegen sie, rühmte ihre Geschicklichkeit und nannte sie „Du", nicht etwa, weil sie mit ihnen verwandt oder mit ihren Aeltern besonders befreundet, sondern weil sie eine alte ehrfurchtgebietende Frau war, die jungen Mädchen aber —

junge Mädchen waren, welche sie hatte aufwachsen sehen. Das gefiel den jungen Mädchen, denn sie errötheten, lächelten, küßten Frau Cäcilia's weiße Hand, die ihre rosigen Wangen sanft streichelte, und waren augenscheinlich entzückt von der alten Dame.

Das Mittagessen war, wie alle solche große Mittagessen, reichlicher und großartiger, als es nöthig gewesen wäre. Der Oberst hatte alle möglichen Gelegenheiten, seinen entsetzlichen Misgriff einzusehen und über die Bösartigkeit der Welt zu seufzen.

Frau Cäcilia saß zwischen den beiden vornehmsten Herren, einem Landrichter und einem Gutsbesitzer — zwei sehr achtungswerthen, dicken Männern; Adolf, als Wirth, saß ihr gegenüber zwischen Ida und einer eben so dicken als achtbaren Dame.

Man aß, trank und sprach. Die Flaschen, welche Adolf fleißig herumgehen ließ, lösten die Bänder der Zungen. Dazu kam mit einem Mal die Politik, und nun begann Sturm und Streit. Aber Frau Cäcilia unterbrach denselben, schlug einen Toast auf den Frieden, auch auf den Frieden bei Tische, vor und legte so den Streit bei, der jedoch leise fortbrummte und bereit war, in jedem Augenblick von neuem loszubrechen.

Und als der Capitain Rapp unglücklicherweise einen Reichstagsgegenstand erwähnte, der ein Zankapfel für die verschiedenen Parteien war, brach der Kampf von neuem aus, und zwar mit einer so entsetzlichen Gewalt, daß er in Güte nicht wieder zu dämpfen war. Capitain Rapp wurde hitzig und schrie, der Oberst schrie, am allermeisten aber schrie der „gute Bruder", der nur vom Erhängen und Köpfen des Volks sprach und sich ganz besonders freigebig zeigte, seine Mitmenschen mit Schlägen zu tractiren. Theodor fuhr ihm mit allem Grimm eines Philanthropen auf den Hals und vertheidigte die Sache der Menschlichkeit. Alle schrien zugleich durcheinander, Keiner wollte auf die Worte des Andern hören, der „gute

Bruder" und der Capitain Reinhold Rapp aber waren die Hauptfeinde, welche gegeneinander fochten.

Die Frauen, selbst aufgeregt, welche die Kämpfenden zu beruhigen suchten, fanden nur halb Gehör. Endlich paßte Adolf den Augenblick ab und stimmte plötzlich mit dem Glase in der Hand eine fröhliche Weise an. Und über dem

„Gute Jungen, leert das Glas!"

verschwand der Sturm des Kampfes mit einem Mal und die zornigen Worte mußten halb gutwillig, halb mit Gewalt, kopfüber in den Hals der Streitenden zurück, hinuntergeschwemmt von dem friedlich-feurigen Geist des Weins. Es lebe der Gesang und der Wein zur rechten Zeit und Stunde!

Wie gesagt, der Sturm legte sich und Frau Cäcilia ließ keinen Streit wieder aufkommen. Das Mittagessen endigte jedoch unter einer allgemeinen Verstimmung. Der Capitain Rapp und der „gute Bruder" warfen einander nicht eben sanfte Blicke zu, und der Landrichter und der Gutsbesitzer hatten rothe Gesichter wie zwei kalekutische Hähne.

Nach dem Essen empfing die Innerste einen Besuch nach dem andern, bald von Diesem, bald von Jenem ihrer Freunde und Verwandten. Und Alle erzählten von der Streiterei bei Tische, Alle klagten, Einer beklagte sich über den Andern, Jeder erleichterte sein Herz dadurch, daß er seine Gegner der Unvernunft, der Albernheit, des Unsinns beschuldigte. Die Innerste hörte ihnen zu, nahm Theil an ihnen und sprach sich für oder gegen sie aus, je nach den Umständen.

„Das Uebertriebene ist stets unsinnig, aber es läßt sich zuweilen erklären, auch entschuldigen durch Uebertreibung von der andern Seite. Und in dieser oder jener Beziehung hatte ja Dieser oder Jener nicht Unrecht. Und Der, welcher heute Unrecht hatte und in gewisser Hin-

sicht nicht zu entschuldigen war, zeigte sich in vielen andern Dingen so brav! Der Mann, der eine so grausame Gesetzgebung wünschte, war ein guter Mensch, ein guter Hauswirth, ein guter Vater. Und Der, welcher so ganz unsinnig, so ganz kopflos war — nun, der mußte plötzlich den Kopf verloren haben, das war ein großes Unglück für ihn selbst, und wenn er nicht wieder herzustellen war, so war es sehr Schade um ihn" — — u. s. w.

Darüber mußte man lachen, und Summa summarum — Niemand ging zur Innersten hinein, der nicht mit erleichtertem Herzen wieder von ihr kam, mit hellerm Blick, mit freundlicherer Stimmung gegen seine Nebenmenschen, mit mehr Neigung zur Billigkeit und Fügsamkeit im Umgang mit Andersdenkenden.

Und als Frau Cäcilia mit ihrem Käufer und mit dem alten Verwalter in ihr Zimmer ging und Fridolf und den Capitain Rapp bat, unterdessen die übrigen Anwesenden zu unterhalten und zu zerstreuen, da vereinigten sich diese Beiden mit der größten Brüderlichkeit und veranstalteten ein Witwenspiel im Hofe, bei welchem die langen Beine des „guten Bruders" und die kurzen Beine des Capitain Rapp an Talent, Schnelligkeit und Gewandtheit, über Bänke, Breter, Büsche und Hecken zu hüpfen, miteinander wetteiferten. Es sah in der That dann und wann gefährlich aus und Frau Amelie war wirklich besorgt. Aber Charlotte lachte herzlich, und alle Uebrigen lachten und sprangen Eines besser als das Andere, aber Niemand so gut als die beiden politischen Gegner.

Aber Adolf ging mit Ida in den Wald, um fern von Lärm und Unruhe ihr unruhiges Herz zu beruhigen zu suchen.

Berathung und Spiel hatten mehre Stunden gedauert, als Frau Cäcilia den Mitgliedern der Familie sagen ließ, sie möchten sich sämmtlich in ihrem Zimmer einfinden.

Als sie daselbst eintraten, stand die Mutter von ihrem Schreibtisch auf und hielt einige Papiere in der Hand. Ihre Farbe war lebhaft, ihr Blick lebendig und hell. Heiter sah sie die Eintretenden an und sagte:

„Nun, meine Kinder, wollen wir ein bischen lesen und schreiben.“

Sie selbst las hierauf den Kaufcontract vor, von dem wir schon gesprochen haben. Die Kaufsumme, welche der Käufer zu erlegen hatte, war von diesem bereits auf dem Schreibtisch aufgezählt worden. Das Geschäft war augenscheinlich im höchsten Grade vortheilhaft für die Familie.

Als der Contract vorgelesen war, sollte er unterschrieben werden. Frau Cäcilia hatte ihren Namen bereits unterschrieben und die übrige Interessenten standen eben im Begriff, die ihrigen ebenfalls zu unterschreiben, als der alte Verwalter, der sich schon eine Weile in der größten Seelenangst gewunden und mehr als einmal den Schweiß von der Stirn gewischt hatte, auf einmal ausrief:

„Nein! Das halte ich nicht länger aus! Ich kann es nicht auf mein Gewissen nehmen, hier das Eigenthum eines andern Mannes verkaufen zu lassen. Nein“, fuhr er immer heftiger mit verhaltenem Weinen fort, indem er Theodor, der seinen Arm ergriffen hatte, bei Seite schob. „Nein, ich will, ich muß es aussprechen. Ich muß es sagen, daß hier der Einzige steht, der ein Recht hat, das Eigenthum des seligen Herrn zu verkaufen und darüber zu verfügen. Hier steht der einzige rechte Erbe, der eigene leibliche Sohn des Patrons, Herr Erich Nordenhjelm.“

Dabei deutete er mit der Hand auf Theodor, der eine Weile vorher unbemerkt eingetreten war und sich in die Nähe des alten Verwalters gestellt hatte.

Wenn ein Todter in seinem Leichengewand plötzlich vor den Blicken der hier Versammelten erschienen wäre,

so hätten ihre Gesichter nicht bleicher werden und keine schrecklichere Ueberraschung ausdrücken können.

„Erich — Nordenhjelm?“ rief Frau Cäcilia fast stammelnd. „Erich Nordenhjelm ist todt — — schon lange todt. Wir haben sichere Nachrichten erhalten!“ —

Theodor schien eine Weile mit sich selbst zu kämpfen, aber plötzlich ging der Ausdruck seiner unruhig gespannten Züge in Entschlossenheit über; er trat einige Schritte vor und sagte herb:

„Aber wenn nun diese Nachrichten falsch wären? Wenn Erich Nordenhjelm nicht todt wäre, wenn er lebte?“

„Aber er ist todt!“ rief Frau Cäcilia wie mechanisch, wich jedoch in demselben Augenblick zurück, als wäre sie von einem Blick getroffen, den Theodor auf sie richtete. Ihre Knie wankten, sie mußte sich niedersetzen und erbleichte immer mehr, indem sie nochmals rief:

„Er ist todt — — todt!“

„Er ist nicht todt!“ unterbrach sie nun Theodor mit Bestimmtheit. „Er steht hier vor Euch. Ich bin Erich Nordenhjelm!“

Es war etwas in Theodor's (so wollen wir ihn auch künftig nennen) ganzem Wesen und Ausdruck, das fast keinen Zweifel an der Wahrheit seiner Worte zuließ.

Aber Frau Cäcilia fragte dennoch:

„Haben Sie Beweise?“

Theodor antwortete nicht. Er fuhr blos fort, sie mit Augen anzublicken, die voll von schmerzlicher, stürmischer Bewegung waren. Und Frau Cäcilia las darin einen Beweis, der mächtiger als alle äußern Beweise war.

Da trat der alte Verwalter wieder vor und sprach mit gewaltiger Bewegung:

„So wahr mir Gott helfe an Leib und Seele, er ist es, Herr Erich, der Sohn meines frühern Herrn, des Patron Nordenhjelm. Ich habe ihn wieder erkannt und weiß, daß er es ist. Ja, das weiß ich und kann es mit einem heiligen Eid beschwören.“

„Seit wie lange weißt Du es schon?" fragte Frau Cäcilia mit einem ernsten Blick auf den alten Diener.

„Nur seit gestern mit Gewißheit", erwiderte er. „Aber ich habe schon seit mehren Tagen meine Vermuthungen darüber gehabt, als der junge Herr nach vielen Dingen aus früherer Zeit fragte und ich dabei bemerkte, daß er sehr Vieles besser wußte als ich. Da sagte ich zu mir selbst: «Paß auf! Das muß unser Herr Erich sein!» Aber gestern sagte ich mir mit voller Gewißheit: «Ja, er ist es!»"

Frau Cäcilia warf einen trüben Blick auf ihre umstehenden Kinder. Sie zitterte sichtbar und schien nach einem Entschluß zu ringen.

„Ich sehe schon, wie es steht!" sagte nun Theodor langsam und bitter, indem er auf die bestürzten Gesichter blickte, die ihn umgaben. „Ich sehe, wie es steht! Und ich hätte wissen sollen, daß es so kommen mußte. Ich bin nicht willkommen! — — Aber wem bin ich denn jemals willkommen gewesen? Nicht einmal meiner eigenen Mutter! Und hier sehe ich wol, daß man mich weg wünscht, daß man mich lieber todt sähe!"

„Das ist nicht wahr!" unterbrach ihn Frau Cäcilia mit Festigkeit und Stärke, indem sie aufstand. „Nein, das ist nicht wahr! Und wenn Sie Erich Nordenhjelm sind, so — — — wisse: zehn Jahre habe ich Dich zurückerwartet, zehn Jahre habe ich Dich zurückgesehnt, denn ich ahnte, daß Dir Unrecht geschehen war. Ich sehnte mich danach, dieses Unrecht mit aller Zärtlichkeit einer Mutter wieder gutzumachen. An dem Abend, an welchem Du flohst, suchte ich Dich überall, um mit Dir zu sprechen; aber es war zu spät; Du warst schon fort! — Jahre auf Jahre habe ich mir gesagt: «Er wird wiederkommen, er wird einst zurückkehren!» Jahre auf Jahre habe ich nach dem Entflohenen fragen, forschen, spähen lassen. Und an jedem Tage, an jedem Morgen, an jedem Abend habe ich Segen auf ihn herabgerufen und

für ihn gebetet, wie nur eine Mutter für ihren leiblichen Sohn beten kann. Sein Eigenthum bewahrte ich so sorgfältig, als ob es das meiner eigenen Kinder gewesen wäre. Ich dachte: «Das Gut wird einst sein Eigenthum werden, dann soll er die Besitzung seiner Väter in gutem Stande und schuldenfrei erhalten!» Und dieser Gedanke hielt mich aufrecht und stärkte mich während so vieler schwerer Jahre. Denn ich grämte mich um den jungen Menschen; seine Flucht aus dem Vaterhause war wie ein Nagel in meinen Sarg. Aber einer meiner Freunde, der mit dem ausdrücklichen Auftrag reiste, seinen Aufenthaltsort zu erforschen und den Verschollenen wo möglich zurückzubringen, brachte die bestimmte Nachricht nach Hause, daß er im südamerikanischen Kriege gefallen sei!

Das war ein schwerer Schlag! Er beugte mich mehr, als mancher andere Kummer. Aber die Zeit verging und ich gewöhnte mich allmälig an den Gedanken, daß er todt sei und daß ich nun für meine eigenen Kinder arbeitete. Und dieser Gedanke wurde mir lieb — ich leugne es nicht — denn ich dachte an die Zukunft der jungen Leute!

Aber wenn Erich Nordenhjelm lebt, wenn er hier ist und sein Recht als Sohn und als Erbe meines verewigten Mannes beweisen kann, so soll er mir wahrlich willkommen sein, und ich will Gott danken, daß er zurückgekehrt ist und daß ich ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß ich das Unrecht gutmachen kann, welches ihm in seinen jungen Jahren angethan worden ist. Er soll all' das Seinige erhalten; und nicht eines meiner Kinder wird sich darüber beklagen, wenn sie auch dadurch arm werden sollten. Sie, wie ich, stehen doch schuldlos da!"

So stolz, so prächtig, wie in dieser Stunde, hatte Frau Cäcilia noch nie dagestanden, als sie jetzt in der Mitte der Ihrigen stand, lediglich auf ihr reines Bewußtsein, auf ihr pflichtgetreues, gewissenhaftes Leben gestützt.

Nach einer Weile fuhr sie fort:

„Aber ich frage nochmals, haben Sie Beweise? Können Sie Ihr Recht behaupten und nachweisen?"

Theodor antwortete nicht. Er sprach kein Wort. Er fuhr blos fort, seine Stiefmutter mit Blicken zu betrachten, in denen ein Meer von Gefühlen zu wogen schien. Und Frau Cäcilia betrachtete ihn ihrerseits immer aufmerksamer, immer theilnehmender.

„Ja — — er ist es!" sprach sie endlich, wie zu sich selbst. „Ja, es ist Erich! — Ich erkenne seine Züge wieder — seinen Ausdruck! — Ja, er ist es! — Meine Augen sind wie geblendet gewesen!"

„Ja, ich erkenne Dich!" fuhr sie lauter fort. „Ich erkenne Dich als Erich Nordenhjelm an! — — Aber nun will ich Dich fragen, Erich, warum Du auf diese Weise, unter fremdem Namen, unter unwahrem Vorgeben in das Haus Deiner Väter gekommen bist? War es recht, war es edel, war es gut von Dir, so heimlich zu lauern und zu warten, bis Du eine gelegene Zeit fandest, zu kommen, nicht wie ein Sohn, wie ein Bruder, sondern — — Erich, warum hast Du gegen uns, wie gegen Feinde gehandelt? Warum stehst Du in dieser Stunde vor mir, ohne zu antworten, ohne die Worte sagen zu wollen, die ich verlange? Erich! Wem mistrauest Du? Ach, ist es nicht der Fehler des Kindes, der in dem Manne wieder hervortritt? Ist es nicht «das Volk der Schatten», von dem Du sprachst, das Dich von dem Licht und von Denen scheidet, die nichts Besseres verlangen, als Dich zu lieben?"

Theodor stand fortwährend still und bleich, düster und wie gefühllos da; nur seine Blicke sprachen.

Frau Cäcilia sah ihn eine Weile schweigend an, dann verklärte sich ihr Gesicht zu einem Ausdruck, der voll Hoheit und mütterlicher Liebe war.

„Ich sehe, wie es ist!" sagte sie dann. „Mein armer Erich! Du bist lange in der Fremde gewesen und hast aus dem Vaterhause blos bittere Erinnerungen mit

Dir genommen. Du warst in früher Jugend unglücklich und bist dann nirgends heimisch auf der Erde geworden. Du hast den Glauben an Heimat und Liebe verloren! — Aber Gott sei Dank, daß Du in der Heimat bist! Du wirst nicht lange stumm unter uns bleiben — in Deiner Heimat, in Deinem Hause! Du wirst uns bald besser verstehen. Erich — verbittere Dir Dein neues Leben nicht! Vergiß die Vergangenheit, vergiß Alles, was bitter war! — Und vergib — — vergib mir meinen Antheil daran! Aber ich kannte damals weder Dich, noch Deinen Vater hinreichend, um zu wagen, zwischen Euch zu treten. Ich zweifelte, ich zögerte — — aber glaube mir, dieses Zögern hat mir schmerzlichere Thränen gekostet als Dir!

Allein nun, Erich — Erich — mein Sohn Erich, ich werde vielleicht bald Dein Haus und Deine Besitzung verlassen, aber vorher mußt Du mich als Sohn umarmen, muß ich Dich als Mutter segnen! — Erich, mein Sohn — willkommen! Herzlich willkommen!"

Sie trat ihm entgegen und öffnete ihre Arme.

„Noch nicht!" erwiderte Theodor, indem er sich seitwärts wandte. „Wir verstehen einander noch nicht vollkommen. Und ich habe auch noch einige Worte zu sagen. Ich habe auch ein Recht, verstanden zu werden und — wenigstens bis zu einem gewissen Grade — schuldlos hier zu stehen!

Ja, es ist wahr, ich bin heimlich gekommen; heimlich und unter fremdem Namen habe ich mich hier im Hause eingeschlichen, um zu prüfen, zu spioniren. Aber meine Absicht ist nicht tadelnswerth gewesen. Ich wollte kennen lernen und urtheilen, ehe ich handelte. Ich kam nicht in gutem Glauben. Ich habe der Reinsten, der Besten mistraut und gegen sie Argwohn gehegt. Und das ist mein Vergehen! Aber ich habe es erkannt und bereut. Und nun bleibt mir nur noch übrig, es durch mein Handeln zu sühnen."

Er bog die Knie vor Frau Cäcilia und sprach mit erstickter Stimme: „Umarme mich, meine Mutter!"

Sie schloß ihn in ihre Arme und küßte seine Stirn.

„Dank Dir!" sagte er leise.

Dann stand er auf und blickte um sich.

„Mutter! Brüder! Schwestern!" rief er. „Ich sah bei meinem Erscheinen Eure Gesichter blaß, Eure Blicke düster werden. Das soll nicht mehr geschehen! — Der nächste Erbe ist todt! — Ihr werdet ihn nie wieder sehen!"

Nach diesen Worten stürzte er aus dem Zimmer.

Aber schneller als ein Gedanke war Adolf hinter ihm her und erreichte ihn in demselben Augenblick, in welchem er im Begriff war, sich auf ein gesatteltes Pferd zu werfen, das in einiger Entfernung vom Hause bereit stand.

„Thor!" rief Adolf, von edelm Zorn glühend, indem er ihn mit kräftigem Arm erfaßte. „Was soll das heißen? Glaubst Du, daß wir fähig sein könnten, von Deiner Thorheit Nutzen zu ziehen? Begreifst Du nicht, daß ich, wohin Du auch fliehest, Dir folgen müßte und Dich nicht eher verlassen könnte, als bis ich Dich zurückgebracht hätte? Siehe, Deine Mutter und Deine Geschwister kommen ebenfalls, um Dich zurückzuholen!"

Erich hätte sich aus Adolf's Armen losreißen können, er hätte sich in seiner aufgeregten Gemüthsstimmung auf ein Pferd werfen und fort, weit fort, hinein in die weite Welt reiten können, wohin man ihm nicht gut folgen, wo man ihn nicht gut finden konnte, er hätte es gekonnt und er wollte es.

Aber bei dem Ruf: „Erich! Erich! Mein Sohn!" mit herzzerreißendem Ausdruck, aus dem edelsten Frauenherzen kommend, war er nicht im Stande, zu fliehen. Er blieb stehen. Und als die ausgestreckten Arme der Frau Cäcilia ihn berührten, sank er an ihre Brust.

„Mein Sohn Erich!" rief sie in heftiger Aufregung.

„Willst Du mich tödten? Glaubst Du, daß ich nach diesen Vorgängen noch eine heitere Stunde haben könnte, wenn Du wieder von uns gingest? Du handelst unrecht gegen mich, gegen alle die Meinen und gegen Dich selbst. Du wirst, Du sollst, Du mußt bei uns bleiben. Und was recht ist, soll Dir, soll uns Allen geschehen, oder ich will nicht ruhig in meinem Grabe liegen!"

„Was recht ist!" rief Theodor, indem er sich emporrichtete. „Ja, aber was ist hier recht? Was wäre jetzt die Besitzung meines Vaters, wenn nicht meines Vaters Gattin sie der Zerstörung entrissen, sorgfältig gepflegt und durch achtzehn Jahre lange Mühen und Entsagungen von einer drückenden Schuldenlast befreit hätte? Sie wäre zu einem Nichts zerschmolzen. Was sie jetzt ist, das ist ihr Werk. Und darum ist es ihr Recht, dieselbe auch zu besitzen und zu genießen! Soll ich, der Fremdling, der Nichts gethan hat, der Nichts als ein Kummer für sie gewesen ist, soll ich nun kommen und sie aus ihrer Hand reißen, sie den Kindern ihres Herzens entziehen? Wäre dies das höchste Recht, so wäre es auch zugleich das höchste Unrecht! Und das mag ich nicht! Was frage ich nach Euern Gesetzparagraphen, was kümmere ich mich um diese? Ich kenne ein Gesetz und ein Gericht, das über ihnen steht. Und ich appellire an das höchste, an das innerste Recht!"

„Dann", sagte Frau Cäcilia in Folge einer schnellen, glücklichen Eingebung, „dann appellirst Du an die Innerste. Und ihrem Urtheil will auch ich mich unterwerfen. Die Innerste soll zwischen uns entscheiden!"

„Ja! Zur Innersten! Zur Innersten!" rief Theodor entzückt. „Sie soll urtheilen, sie soll entscheiden! Was sie sagt, das soll feststehen! Sie allein versteht mich und Alles recht!"

Er stürzte wieder ins Haus zurück, alle Uebrigen eilten hinter ihm her. Der Familienzug ging zur Innersten, in die „kleine Freude". Schon oft waren Fa-

milienberathungen in dem Zimmer der Innersten gehalten worden, aber noch niemals eine in einer so wunderlichen Angelegenheit.

Theodor wollte zuerst reden, und Niemand machte ihm dieses Recht streitig. Mit fließender Beredtsamkeit trug er seine Geschichte vor und schilderte das gegenwärtige Verhältniß.

Ina war bleich und bewegt, schien aber weniger erstaunt über die unerwartete Entdeckung zu sein, als man vermuthet hatte.

Sie sagte anfangs:

„Es ist mir, als ob ich es geahnt hätte. Aber — ich weiß nicht, ich bin nicht besorgt gewesen!"

„Sie kennt, sie versteht mich!" rief Theodor und küßte ihre Hand.

Nun sprach auch Frau Cäcilia. Einfach aber ernst stellte sie die ganze Angelegenheit aus ihrem Gesichtspunkt dar und sagte, was geschehen müsse, wenn recht gehandelt werden sollte. Sie erkannte Theodor's reinen und guten Willen an; sie freute sich darüber. Aber seine schwärmerischen Ansichten konnten nicht auf sie einwirken oder sie abhalten, ihre Pflicht nach Recht und Gewissen zu erfüllen.

Als Alle gesprochen hatten und Alles gesagt worden war, entstand eine tiefe Stille. Aller Blicke waren auf die Innerste gerichtet.

Ina richtete sich mit halbem Körper auf ihrem Lager empor, stützte sich auf einen Arm und blickte mit ihren lieben, klugen, innigen Augen die Umstehenden an. Lange sah sie auf die Mutter, und ihre Augen füllten sich dabei mit Thränen. Dann sah sie lange auf Theodor und schien in seinem Herzen zu lesen. Und dabei begann sie zu lächeln — mit wahrhaft himmlischer Freundlichkeit und Güte. Endlich sprach sie, aber als ob sie liebevoll scherzte, so heiter und so zärtlich zugleich:

„Nun will ich's Euch sagen! Theodor muß das Gut

nehmen, aber er muß es — mit uns Allen zusammen haben, und wir wollen es für ihn verwalten. Er braucht sich also gar nicht um sein Eigenthum zu kümmern, aber er soll Alles haben, was er will, unser Aller Herzen und unser Aller Habe. Denn alles Unserige ist sein und alles Seinige ist unser. Das Gut soll in den Händen der Mama bleiben, wie bisher, und Adolf soll es neben der Mama verwalten, wie es ausgemacht worden ist. Und diese sollen Jedem von uns seinen Antheil zutheilen. Theodor soll ohne Bekümmernisse leben, frei wie die glücklichen Vögel da draußen, und wenn er will, in die Welt hinaus fliegen können, so weit und so lange er will. Denn das bedarf er. Aber er soll immer wieder zu uns zurückkommen, zur Mama und zu mir. Denn hier ist seine Heimat und hier soll er wohnen und bleiben, wenn er einstmals müde wird. Und wir werden uns stets nach ihm sehnen, wenn er abwesend ist. Und während dieser Zeit wollen wir sein Eigenthum verwalten, als wenn es unser wäre. Denn alles Seinige ist unser und alles Unserige ist sein. Und so wird Keines von uns ärmer werden, sondern wir werden Alle reicher. Denn wir haben einen Freund gewonnen und werden ihn Alle so sehr, so sehr lieb haben und uns Alle einander lieben!"

Wenn die Sonne an einem schönen Tage zu den Planeten gesprochen hätte (und thut sie dies nicht, wenn sie ihnen zur Zeit des Hochsommers Licht und Wärme zustrahlt?), so hätte sie nicht viel anders auf dieselben wirken können, als hier die Innerste auf Die wirkte, welche sie umgaben. Alle fühlten, daß sie das Schönste und Beste gesagt hatte. Alle fühlten, daß sie die innersten Gedanken und Wünsche eines Jeden so, wie sie sich in den geheimen Kammern des Kopfes und des Herzens bewegten, ausgesprochen, daß sie dem verwickelten Verhältniß der Gegenwart die einzige glückliche Lösung gegeben hatte. Sie hatte mit einem Male die Ihrigen aus

allen irdischen Alltagsverhältnissen herausgezogen und in das Innerste des Lebens versetzt, wo das Licht der Liebe und das Gesetz der Liebe alle Schwierigkeiten, alle Fragen löst und Alles licht und leicht macht.

Entzückt beugte sich Theodor über das Bett und küßte die lächelnden, beredten Lippen. Dann gab er sich freudig den Umarmungen hin, die ihm von allen Seiten entgegen kamen. Lange ruhte er in Frau Cäcilia's mütterlichen Armen und benetzte ihre Wangen mit seinen Thränen. Er badete in der Liebe, wie er einst in dem Licht der Mitternachtssonne gebadet hatte.

Nun umarmten Alle die Innerste, umarmten Frau Cäcilia, umarmten sich einander. Diese große Umarmung schien gar kein Ende nehmen zu wollen, besonders als die „kleine Zwecke", von Naima begleitet, in das Zimmer stürzte und wiederholt rief: „Mich auch! Mich doch auch mit!" „Zwecke" wurde nun auch mit in die allgemeine Bewegung gezogen, und Naima ging ebenfalls nicht leer aus; das kann ich Euch versichern. Aber jetzt lächelte man, indem man sich küßte; und so wurde die Bewegung durch die Kinder noch kindlicher und heiterer. Und die Kinder und die Innerste konnten zuletzt gar nicht wieder auseinander gebracht werden.

An diesem Abend war Ball in der „großen Freude". Und der „gute Bruder" und strenge Richter überließ sich dabei dermaßen dem Galopp, daß Frau Amelie mit Schrecken zusah und Niemand wußte, wo er anhalten würde. Und Charlotte und der Capitain Rapp tanzten ununterbrochen, unter fortwährendem Lachen, wobei die weißen Zähne aus ihren hochrothen freudigen Gesichtern glänzten. Dazu dräuten und stierten die Hirten und Hirtinnen an den Wänden ärger als jemals, und Frau Märtha Orrhane saß da und schien mit noch weit mehr Staunen und Heiterkeit als gewöhnlich dem ganzen Treiben zuzusehen. So tanzte man, bis „es Tag wurde".

Aber Frau Cäcilia ging schon vor Mitternacht zur

Ruhe, nachdem sie ihren Kindern aufgetragen hatte, für die Unterhaltung und das Vergnügen der Gäste zu sorgen. Sie war müde von den Begebenheiten der vorhergegangenen Tage und insonderheit des letzten Tages, die ihre Seele auf mannichfache Weise erschüttert hatten. Sie empfand große Sehnsucht, sich im Stillen zu sammeln und auszuruhen.

Kaum hatte sie die Thür ihres Zimmers hinter sich geschlossen, als man daran klopfte.

„Wer ist da?“ fragte sie.

„Der Verwalter“, antwortete man draußen.

Sie öffnete. Der alte Verwalter stand in großer Aufregung vor ihr.

„Liebe Frau!“ sagte er. „Sie sind doch nicht böse auf mich?“

Bei diesen Worten weinte er heftig.

„Ja, Hans Ernst!“ versetzte Frau Cäcilia. „Ich bin in der That unzufrieden mit Dir. Aber blos deswegen, weil Du mir nicht sogleich gesagt hast, was Du wußtest: daß Herr Erich zurückgekommen war. Sage mir, warum thatest Du das nicht?“

„Liebe Frau, ich durfte ja nicht vor ihm! — — Als ich ihm meine Gedanken mittheilte, verbot er mir streng, Ihnen etwas davon zu sagen, und drohte mir — ja, leider that er das — wenn ich ein Wort sagen würde. So hätte er mich bis zu seiner letzten Stunde gehindert, wenn er mich hätte hindern können. Aber ich konnte es nicht auf mich nehmen. Ich mußte mit der Wahrheit heraus!“

„Das war sehr schön und brav“, sagte Frau Cäcilia, „und Du hast gehandelt, wie Du solltest. Ich danke Dir dafür. Nun gute Nacht, lieber Hans Ernst! Wir können heute Beide ruhig schlafen! Morgen wollen wir weiter darüber reden. Für heute gute Nacht!“

Und die alte Herrin und der alte Verwalter schüt-

telten einander die Hände. So schieden sie und Frau Cäcilia blieb allein und legte sich zur Ruhe.

Und als sie nun in ihrer Einsamkeit nochmals Alles im Geiste durchging und sah, wie so Vieles, ja fast Alles anders gegangen war, als sie erwartet und beabsichtigt hatte, wie so viele ihrer stillen Pläne gescheitert waren, da vermochte sie ein halb wehmüthiges Lächeln über sich selbst, über die menschlichen Pläne und über die Hoffnung im Allgemeinen nicht zu unterdrücken. Aber sie dankte Gott aufrichtigen Herzens für die Rückkehr des verlorenen Sohnes und dafür, daß sich dabei kein unedles Gefühl, keine unedle Bewegung bei ihren eigenen Kindern gezeigt hatte. Und als sie an Theodor's edeln Willen und Entschluß dachte, als sie bedachte, wie anstatt der bittern Spannung das schönste Verhältniß zwischen ihm und seiner neuen Familie entstanden war und wie viel Gutes in den neuen Verbindungen und Verhältnissen lag, wenn dieselben auch gegen ihre Wünsche und Absichten eingegangen worden waren und sie selbst einsamer und überflüssiger machten, als sie früher gewesen war: — — da fand sie neue Veranlassung zur Dankbarkeit und freudiger Ergebung in die Leitung des höchsten Wesens. Und als sie sich nach der schönen Thorild'schen Regel, die schon längst ihr Eigenthum war, alles Gute vorstellte, das ihr war, da freute sie sich über ihre vollendete achtzehnjährige Arbeit, und das Deckbett lag so leicht auf ihr und die Luft im Zimmer schien sich immer leichter und lieblicher zu athmen.

Demnächst beschäftigte sie sich mit der Zukunft. In der Stille der Nacht stand ihre Seele vor dem Bett ihrer jüngsten Tochter und bedachte deren Wohl. Auch an das Wohl aller ihrer übrigen Kinder dachte sie; am meisten und am zärtlichsten aber an das gelähmte Mädchen, an ihre Innerste, ihren Liebling. Alle die Andern konnten sich nunmehr selbst helfen.

Sie faßte in dieser Nacht einen Entschluß hinsichtlich

der Zukunft, von welchem wir später etwas Genaueres erfahren werden. Schlaf fand sie in dieser Nacht nicht auf ihrem Lager. Aber ihre Seele wurde ruhig. Und das war besser für sie als Schlaf. Sanft und freundlich trat sie am andern Morgen unter ihre immer noch schläfrigen Kinder und Freunde.

Drei Tage später fand ein großes Reisefrühstück auf Bragesholm statt. Mehre Mitglieder und Freunde der Familie wollten an diesem Tag abreisen, unter ihnen auch Ida, welche Adolf in seinem Wagen bis an die Meeresküste bringen wollte. Zum Herbst — so wurde es ausgemacht — sollte er nach Uleåburg reisen und von da Ida als seine Gattin nach Bragesholm zurückbringen.

Der Frühstückstisch war mit einer Menge von verschiedenen Gerichten reich besetzt. Es waren nur allein sieben Sorten Brot vorhanden. Die Glieder der Familie, wie sie so um den Tisch herum saßen, machten den Eindruck eines Kranzes von vielfarbigen Blumen. Frau Cäcilia selbst, zwischen der „Zwecke" und Naima sitzend, sah wie eine schöne, aber fast verblühte Rose zwischen zwei allerliebsten kleinen Rosenknöspchen. Ja, fast verblüht, aber noch immer schön! Sie war es besonders an diesem Morgen. Ihr helles, edles Gesicht, bleicher als gewöhnlich, hatte etwas ungewöhnlich Helles und Großes im Ausdruck, Etwas von einem bestandenen Kampf, einem vollendeten Sieg. Sie trug eine neue schneeweiße Haube von leichtem Flor, die in angenehmen Falten und Formen — von den kleinen Fingern der Innersten gebildet — ihr Haupt umgab und sie besonders gut kleidete.

Ida sah wieder und immer wieder auf dieses Haupt; es kam ihr stets vor, als ob sie einen Heiligenschein um dasselbe sähe. Und aus vielen Gründen vergaß Ida das Aussehen ihrer Schwiegermutter an diesem Morgen nie. Es prägte sich in ihre Seele wie ein unverlöschliches Bild. Sie selbst war an diesem Morgen schwarz gekleidet, wie

gewöhnlich, aber sie hatte sich von Ina eine purpurrothe Nelke ins Haar stecken lassen, und auf ihren Wangen flammte ein höherer Purpur als gewöhnlich bei den Blicken bewundernder Liebe, die Adolf auf ihr schönes Gesicht warf. Aber ihr Auge war düster und ihr stolzes Herz schwoll von geheimen Qualen.

Seit dem Tage, an welchem sie mit Adolf von Avasaxa zurückgekommen war, hatte Frau Cäcilia, obwol fortwährend freundlich gegen sie, sie zwar würdig und mütterlich als ihre künftige Schwiegertochter begrüßt, sich aber doch im Ganzen nicht so wie früher gegen sie benommen. Kein wohlthuender Scherz, keine kleine Liebkosung, wie früher oft, war ihr von Frau Cäcilia zu Theil geworden; nicht ein einziges Mal hatte sie Ida „meine Frau Sola", wie sonst, genannt.

Ida konnte sich das nicht verbergen. Frau Cäcilia war mit der Verbindung Adolf's nicht zufrieden und sah sie nicht mit Freude in ihr Haus, in den Kreis ihrer Kinder eintreten. Das lastete schwer auf Ida's Gemüth. Sie fühlte ihr Herz und ihren Stolz verletzt. Sie wollte es nicht fühlen, sie versuchte zu thun, als ob sie es nicht fühlte, aber — es gelang ihr nicht. Sie wurde darum bitter in ihrem Herzen, unzufrieden mit sich selbst, mit Adolf und mit der alten Dame.

Frau Cäcilia sah jedoch heute so licht und freundlich aus, daß Niemand sich durch sie bedrückt fühlen konnte. Sie sah sich am Tische um, sie blickte auf ihre Kinder, auf ihre Angehörigen von jedem Alter, die um sie her emporwuchsen, und betrachtete sie Alle mit einem Gefühl von wehmüthiger Freude. Sie sah dieselben aufwärts im Leben gehen, sie fühlte sich selbst abwärts gehen. Sie kam sich vor wie ein Schatten neben diesen lebensfrischen, blühenden jungen Leuten; aber sie freute sich, dieselben so zu sehen, und wünschte nicht, daß sie anders sein möchten.

Das Fräulein blickte schalkhaft auf die jungen Frauen

Amelie und Ida und auf Charlotte, die Alle in rosigen Farben blühten, und sagte zu ihnen:

„Ihr glaubt gewiß, daß Ihr sehr schön seid, ihr jungen Weiber insgesammt; und ich sehe es den Herren an, daß sie dies auch glauben. Aber ich muß Euch sagen, daß heute keine von Euch so schön ist, wie — die alte Herrin von Bragesholm!"

„Die alte Herrin von Bragesholm ist nun abgesetzt", erwiderte Frau Cäcilia lächelnd und mit leichtem Erröthen. „Sie überläßt ihren Platz den jungen Leuten. Und wenn Adolf zum Herbst mit seiner jungen Frau hierher zurückkommt, so bin ich bereits nach Innerstalund übergesiedelt, und Adolf's Gattin wird Hausfrau und Wirthin hier. Gerade heute, ehe wir uns trennen, meine lieben Kinder, wollte ich mit Euch von meinen Plänen für die nächste Zukunft sprechen. Es ist nämlich mein Wunsch, die Verwaltung von Bragesholm je eher, desto lieber an Adolf und Theodor abzutreten, die nun Alles einrichten mögen, wie sie es für gut befinden. Ich fühle, daß ich nun zu alt werde, um" — —

Allein bei diesen Worten wurde Frau Cäcilia durch ein allgemeines Gemurmel unterbrochen. Alle sprachen ihre volle Zufriedenheit mit ihrer Verwaltung aus. Man versicherte, daß sie jung genug sei, diese Verwaltung noch lange fortzuführen; man bat sie, von dem Gedanken abzustehen, das Gut und dessen Leitung abzugeben.

„Ich danke Euch, meine lieben Kinder", erwiderte Frau Cäcilia heiter und gütig. „Es ist mir lieb, daß Ihr zufrieden mit mir seid und mich nicht zu alt findet. Aber ich — fühle mich zu alt. Ich fühle seit einigen Jahren deutlich, daß mein Gedächtniß und meine körperliche Kraft abnimmt, und daß ich nicht mehr die Fähigkeiten und die Ausdauer habe, welche erforderlich sind, wenn man eine so große Besitzung verwalten und für den Wohlstand derselben und der darauf wohnenden Unterthanen so wirken will, wie man nach meiner Ansicht

wirken kann und soll. Es ist nicht möglich, die Augen dagegen zu schließen; meine beste Zeit ist nun vorüber. Für mich ist die Zeit gekommen, in der es gut für den Menschen ist, wenn er sich von der Welt zurückzieht und mehr in sich selbst blickt. Und darin liegt nichts Trauriges, meine Kinder. Weiß nicht die Raupe, die auf der Erde kriecht, wann ihre Zeit gekommen ist, sich einzuspinnen und zur Verwandlung vorzubereiten? Soll denn der Mensch nicht auch fühlen, wenn es Zeit für ihn ist, sich einzuspinnen und still zu werden? Denn auch der Mensch soll sich einspinnen. Er soll sich in die Binden des Alters einwickeln und einsam und in sich selbst zurückgezogen auf den Uebergang vorbereiten. Aber deshalb braucht er nicht zur Puppe zu werden. Und noch weniger darf man die Zeit des Alters für eine traurige Zeit halten. Es ist unrecht und undankbar, die Erde nur als ein „Jammerthal" zu betrachten. Hat sie doch Gott zu unserer Freude mit so viel Schönem und Gutem angefüllt; hat er doch jedem Menschen und jedem Alter sein eigenes Maß des Genusses gegeben. Das Alter hat Genüsse, die kein anderes Alter kennt. In der Ruhe des Alters erwacht das Gemüth zu hellerm Verständniß von vielem Guten und Herrlichen, das man früher nicht beachtet hat. Und diese Ruhe schließt keineswegs alle Thätigkeit aus. Wenn ich mich zu alt für Bragesholm fühle, so bin ich noch immer jung genug für Innerstalund, um dort zu pflanzen und zu ordnen und dieses kleine Plätzchen recht angenehm zu machen. Das wird mir eine Beschäftigung und zugleich ein Vergnügen in meinen alten Tagen sein, und Ina wird mir dabei helfen. Vor allen Dingen wollen wir daselbst unsere Gastzimmer in Ordnung bringen, damit wir unsere Freunde recht bald bei uns sehen können. Und zum Winter können wir Euch schon zum Einzugsschmaus dorthin einladen, nachdem wir erst hier bei Euerm Einzugsschmaus gewesen sind. Wir werden doch dazu eingeladen, hoff' ich?"

Frau Cäcilia sagte dies mit einem freundlichen schalkhaften Blick auf Adolf und Ida und wollte damit der allgemeinen Stimmung eine heitere Wendung geben.

Aber Adolf und Ida, sowie in Wahrheit die Meisten, die am Tische saßen, waren nicht heiter, sondern feierlich und wehmüthig gestimmt. Adolf und Ida standen auf von ihren Sitzen, gingen zu Frau Cäcilia und baten sie mit Ernst und mit Rührung, daß sie nicht daran denken möchte, Bragesholm zu verlassen, sondern daß sie bleibe und ihnen gestatte, sie als Kinder mit ihrer Liebe zu umgeben, und Alles, was in ihren Kräften stünde, zu ihrem Vergnügen und Behagen zu thun.

Aber Frau Cäcilia blieb fest bei ihrem Entschluß und man sah bald, daß derselbe nicht zu erschüttern war. Zuletzt bat sie ihre Kinder, nicht mehr über diesen Gegenstand zu sprechen und nicht weiter in sie zu dringen. Sie war in ihrem Innern fest entschieden.

Ida zog sich zurück, verletzt durch diese — wie sie meinte — kalte Zurückweisung ihres guten Willens und durch ein Gefühl, als wäre sie zurückgeschoben worden, als sie Frau Cäcilia umarmte und bat, sie und Adolf nicht zu verlassen. Möglich, daß sie sich darin irrte. Möglich aber auch, daß sie Recht hatte und daß Frau Cäcilia unwillkürlich eine Bewegung gemacht hatte, die nicht recht willkommene Schwiegertochter von sich zu entfernen. Denn das Herz hat zuweilen solche Regungen und kann sich derselben nicht erwehren. Und der Körper will dieselben durch Worte, Blicke oder Geberden, auch bei den edelsten Menschen, in unbewachten Stunden ausdrücken.

Jetzt stand Theodor auf, bog ritterlich ein Knie vor Frau Cäcilia und sprach:

„Nun höre meine Bitte! Gehe und ziehe, wohin Du willst, meine Mutter. Aber — nimm mich mit, mit Dir und mit der Innersten! Adolf mag hier Alles leiten und verwalten, wie es ihm beliebt. Ich bin nicht

im Stande, Zäune und Dämme zu begehen und zu beaufsichtigen. Ich würde mich dabei zu Tode langweilen. Und der alte Verwalter würde mich nach Blåkulla*) wünschen, und Adolf würde mich als Agronom bald ebenso satt haben, wie ich ihn. Nein, laßt mich nach Innerstalund ziehen. Ich will dort Euer erster Knecht sein, Holz und Wasser tragen, Euch auf der Geige vorspielen, Caricaturen zeichnen und Euch vorlesen. Und dann und wann ziehe ich aus und hole Euch Neuigkeiten aus der großen Welt. Ich versichere Euch, daß Ihr mich dort nicht entbehren könnt, sowie ich Euch durchaus nicht entbehren kann; das weiß ich. Und darum laßt mich Euch nach Innerstalund begleiten!"

Frau Cäcilia lächelte und sagte: „Wir müssen doch erst hören, was die Innerste dazu sagt."

„O, dann bin ich sicher!" rief Theodor und eilte in die „kleine Freude", um die Innerste zu fragen.

Frau Cäcilia blickte ihm freundlich nach und war augenscheinlich zufrieden mit seinem Vorschlag.

Adolf lächelte ebenfalls, aber er sah dabei nicht recht heiter aus. Er kam sich vor, als wäre er, der früher beinahe der Erste in der Liebe der Mutter gewesen war, jetzt durch den neuen Bruder verdrängt. Er fühlte eine Bewegung in sich, die dem Neid glich. Und als er diese Bewegung fühlte, wurde er höchst misvergnügt über sich selbst. Und ungeachtet seiner innigen Liebe für Ida war er auch über diese misvergnügt, wegen der steifen, fast stolzen Haltung, welche Ida gegen Frau Cäcilia annahm, besonders seitdem sie sich von derselben zurückgestoßen glaubte.

Wie es damit auch gewesen sein mochte, so viel ist gewiß, daß Frau Cäcilia Alles aufbot, um jeden weniger angenehmen Eindruck, den sie etwa hervorgebracht

---

*) Eine Klippe an der schwedischen Küste, auf welcher sich die Hexen versammeln, der deutsche Blocksberg.

haben konnte, wieder gutzumachen. Während der noch übrigen Zeit des Frühstücks sprach sie mehre Male freundlich zu Ida und suchte deren steifes Wesen aufzuthauen. Aber dies gelang ihr nicht. Ida schien im Gegentheil immer steifer und kälter zu werden.

Liebe Leserin!

Wenn jemals eine solche Stimmung in Dir entsteht gegen Jemand, den Du sonst hochachtest und liebst, so — räume ihr ja keine Gewalt über Dich ein! Sprich Dich offen aus! Rede! Sage Dein Leiden oder Deine Verstimmung; freundlich, heiter, wenn Du es kannst; mit Thränen, wenn Du nicht anders kannst. Aber sprich! Schmilz das Eis bei Dir oder bei den Andern! Und wenn Du schon im Begriff bist, Dich von ihnen zu trennen, wenn Du schon in der Thür stehst — kehre um! Oder sind sie schon unten auf der Straße — eile hinter ihnen her, halte sie fest, laß sie nicht los, laß sie nicht eher gehen, als bis Alles herausgesagt, beweint, vergeben und wieder ausgeglichen ist. Ach, wenn Du zögerst, wird es leicht zu spät. Und dann kommt eine Zeit der Reue!

Als man vom Frühstück, das zugleich Mittagessen war, aufstand, war es ein schöner Anblick, die kleine Naima das Tischgebet sprechen zu hören, vor Frau Cäcilia stehend, die ihre Hände über dem blonden Köpfchen des Kindes gefalten hielt. Mochte nun die „Zwecke“ gar zu sehr auf Naima blicken oder war Naima durch die zahlreichen Gäste verdutzt geworden, genug, sie blieb in ihrem Tischgebet stecken, als sie ungefähr bis zur Hälfte desselben gekommen war. Frau Cäcilia ließ ein fragendes „Nun?“ hören und gab zugleich dem kleinen Köpfchen einen sanften Stoß. Darauf stürzte die andere Hälfte des Tischgebets mit solcher Hast und Schnelligkeit aus dem Mäulchen der Kleinen, daß Alle, auch Frau Cäcilia, unwillkürlich lächeln mußten.

„Ich werde diese beiden Kleinen doch bei mir behal-

ten müssen", sagte Frau Cäcilia, indem sie ihre Hände auf die Häupter der „Zwecke" und Naima's legte, „ich würde Euch sonst gar zu sehr vermissen!"

Dabei blickte sie Adolf und Ida mit der größten Herzlichkeit an.

Aber Ida blieb stumm und bleich. Sie fühlte sich wie von einer bösen Zaubergewalt beherrscht. Und welche Zaubergewalt ist wol mächtiger, als die üble Laune?!

Auch das Wetter war übler Laune. Die Sonne war verschwunden. Der Nordwind blies kalt, das Laub, losgerissen von den Bäumen, wirbelte im Winde umher. Es war ein grauer, unfreundlicher Tag, ganz unähnlich den frühern sonnigen Tagen.

Nun kam die Stunde des Abschieds. Ida's stolzes Herz war noch immer von schmerzlichen Gefühlen eingenommen. So näherte sie sich Frau Cäcilien. Zwar beugte sie sich über deren Hand, zwar empfing sie deren warmen Kuß auf ihre Stirn und ihre Lippen; aber sie blieb dessenungeachtet kalt, ihr Herz stumm. Und wenn das Herz stumm, wenn das Herz unthätig ist, dann kann man sich wol umarmen, küssen, zärtliche Worte sagen; aber etwas fehlt immer, nämlich: — Alles!

So war es jetzt auch zwischen der alten und der jungen Frau. Und so schieden sie voneinander!

Die übrigen Abschiedsbegrüßungen waren vorüber, die letzten Reisezurüstungen beendigt. Ida suchte mit ihren Blicken, aber sie fand Frau Cäcilia nicht unter Denen, die an der Thür standen oder den Wagen umgaben und grüßten und winkten und die Tücher wehen ließen und freundliche Abschiedsworte nachriefen, als der Wagen mit ihr und Adolf hinwegrollte. Sie blickte zu dem Altan, sie blickte zu den Fenstern empor. Auch da war Frau Cäcilia nicht zu sehen.

Das gab der armen Ida einen Stich durchs Herz. „Sie will Euch nicht mehr sehen!" dachte sie.

Der Weg wand sich auf drei Seiten um die Ge-

bäude von Bragesholm. Ida und Adolf sahen sehnsüchtig zu allen Fenstern empor, während sie die Gebäude umfuhren, in der Hoffnung, an einem derselben Frau Cäcilia's weiße Haube und lichte Gestalt zu sehen; aber vergebens!

Sie war nirgends zu sehen.

Und nun erweichte sich der stolze, harte Sinn in Ida's Gemüth. Nun bereute sie, daß sie so steif, so kalt gewesen war; nun sehnte sie sich zurück, um nochmals Abschied zu nehmen, die mütterliche Hand noch einmal zu küssen, noch einen freundlichen Blick, noch ein freundliches Wort zu empfangen. Wie leere dunkle Augenhöhlen stierten die leeren Fenster ihren forschenden, sehnenden Blicken entgegen!

Adolf saß still und ernst da, augenscheinlich ebenfalls bedrückt. Und nun wandte sich der Wagen von den Gebäuden Bragesholms ab und rollte eine Allee entlang, dem offenen Feld zu. Mit Thränen in den Augen warf Ida einen Abschiedsblick auf das verschwindende Herrenhaus, nach dessen alter Herrin zurück und dachte: „Ich werde sie nicht wieder sehen!"

Aber — Wer ist es, der dort steht, an dem rothbemalten Gitterthor und es für die Reisenden öffnet? — Der Wind läßt das weite helle Gewand flattern und wirbelt welkes Laub um die schneeweiße Haube. Ist es möglich? Kann es wirklich sein? Ja, es kann sein — es ist wirklich die alte Herrin, die auf einem Nebenwege durch den Garten hierher geeilt ist, um noch einmal ihre Kinder zu sehen, ihnen noch einen Liebesdienst zu erweisen, ihnen noch ein zärtliches, liebendes Wort zu sagen. Ja, es ist die alte Mutter, die Herrin von Bragesholm, die hier steht und den Reisenden das Gitterthor öffnet, wie der geringste ihrer Diener. Hier steht sie erhitzt und athemlos von dem schnellen Lauf, ihre Wangen sind hochroth gefärbt, ihr Blick ist sanft und innig.

„Halt!" riefen Adolf und Ida zugleich. „Halt!"

Und ehe noch der Wagen völlig still steht, stürzen Beide aus dem Wagen und in die Arme der alten Frau. Ida sinkt zu ihren Füßen. Aber bald fühlt sie sich emporgehoben und erwärmt, wie lieblich erwärmt, an dem mütterlichen Herzen.

„O Ida! Ida! Mache ihn glücklich!" flüsterte ihr Frau Cäcilia zu und hielt sie fest an ihre Brust gedrückt. Und da legte Ida insgeheim einen Eid ab, nur dafür zu leben; da schwor sie für immer den stolzen, bittern Sinn ab, der bisher sie selbst und ihre Umgebungen unglücklich gemacht hatte. Dieser Sinn erhielt jetzt den Todesstoß, das fühlte sie, als sie Frau Cäcilia so liebevoll und demüthig an dem Gitterthor stehen sah. Und ich weiß nicht, ob jemals irgend eine Frau in der Welt so geküßt, umarmt und verehrt worden ist, wie diese alte Frau am Gitterthor. Ich weiß nur so viel, daß ich etwas davon haben möchte!

Als der Wagen durch den Säulenwald rollte, ruhte Ida weinend an Adolf's Brust. Die früher so stolze Ida zerschmolz daselbst in Reuethränen und eine neue und schönere erstand unter den Küssen der Liebe. Es war auch eine Johannisstunde, in welcher das Licht seinen Sieg über die Finsterniß feierte!

Der Schnee fiel auf den Säulenwald und der Winter lagerte düster unter dessen Wölbungen, als eines Nachts Hunderte von Lichtern aus der „großen Freude" in Bragesholm strahlten und das ganze Herrenhaus wie eine flammende Krone weit hinaus über die Schneefelder glänzte.

Da waren drei Hochzeiten in Bragesholm, und nur die alte Herrin und die Innerste waren noch übrig, um diese große Festlichkeit recht zu feiern. Da wurden in

Frieden und Ehren getraut Charlotte und der Capitain Rapp, das Fräulein und der Oberst, die alte Lisa und der alte Verwalter. Und wie zwei Sterne der ersten Größe am Ehehimmel glänzte den Neuvermählten das schon früher getraute, schöne, glückliche Ehepaar Adolf und Ida.

Hier können wir schließen, denn wir sehen alle unsere Freunde auf gutem Wege nach „dem Land oberhalb des Nordwinds", nach der Heimat des Lichts. Wir sehen Frau Cäcilia in den mondscheinhellen Nächten auf Innerstalund herumwandeln, während Alles um sie her still und ruhig ist. Wir sehen auf ihren Lippen immer häufiger ein Lächeln, gleich dem einer fröhlichen Ueberraschung darüber, daß sie, während sie nur den Weg der Pflicht wandelte und Jedermann recht zu thun suchte, das — Glück gefunden hat. Wir sehen sie hier mit der Innersten den Mittelpunkt für die innigsten Gefühle einer großen Familie bilden und mit den besten Gedanken und Plänen derselben verbunden. Wir sehen Theodor bei ihnen, der ihnen als Sohn und Bruder das Leben erheitert, während sie ihn mit immer süßern Banden an die Heimat fesseln, ihn glücklich machen und seinen Gedanken und Gefühlen so viel Beschäftigung geben, daß er beinahe sein Recht vergißt, wie die „freien Vögel" Abenteuer in der weiten Welt zu suchen. Wir sehen „das Volk der Schatten" aus seiner Seele fliehen, je mehr die hohen, lichten Mysterien des Lebens darin tagen, im Zusammenleben mit den milden, reinen Geistern, die ihn umgeben, ihm auf den Streifzügen seines Geistes über Höhen und durch Tiefen folgen, ihm jede dunkle Stunde mit dem Lächeln des Scherzes oder der Liebe erhellen!

Wir sehen Adolf und Ida auf Bragesholm, unter manchem innern Abenteuer, und nicht ohne manchen Sturm, durch die Siege der Liebe und Treue über die Dämonen immer inniger miteinander verbunden werden.

Wir sehen die „alte Liebe" auf Svanevik bis weit in den Herbst hinein blühen und noch unter dem Schnee grünen, während in der Zeit der langen Schatten verfitzte Gewebe aufgenestelt, Romanzen gesungen und Bücher laut vorgelesen werden; wir sehen auch das glückliche Paar — den Obersten und das ehemalige Fräulein — bisweilen zusammen schnupfen.

Wir sehen endlich alle unsere Freunde auf der Wallfahrt des Lebens wetteifernd nach dessen Luppio und Avasaxa hinaufsteigen — auf den Berg, wo die Sonne nicht untergeht. Die alte Frau Cäcilia ist schon weit hinauf. Aber wißt Ihr wol, wer vor allen Andern zuerst hinauf gelangt ist? Nun? Das gelähmte Mädchen! Ja, ja! Die Innerste!

Aber blieb sie denn immer gelähmt? Besserte sich denn ihr Zustand nie?

Liebe junge Leserin, ich will Dir sagen, was ich habe erzählen hören!

Ich habe gehört, daß Theodor einstmals weit von der nordischen Heimat weg gereist war und sich der Kunst halber ein ganzes Jahr lang in dem Heimatland der Kunst, in dem ewigen Rom, aufhielt. Als es wieder Sommer wurde, reiste er nach Hause. Und die Abendsonne schimmerte golden durch den Säulenwald, als er durch denselben wanderte, mit tausend süßen und zugleich schmerzlichen Gedanken in seinem Herzen. Da sah er aus der Tiefe des Waldes zwei lichte Gestalten auf sich zukommen, die im Strahl der Abendsonne glänzten; die eine höher und ehrfurchtgebietender, wiewol mild, die andere kleiner, feiner, leicht und anmuthig wie ein Lichtelf. „Es sind Engel!" war Theodor's erster Gedanke.

Bayerische Staatsbibliothek München

„Meine Engel!" rief er, indem er außer sich vor Rührung und Freude in die Arme der Mutter und der Innersten sank. Denn hier war ein Wunder geschehen. Die Innerste, das gelähmte Mädchen, war ihm entgegen gegangen!

Ein Wunder, ja; aber ein ganz natürliches Wunder! Denn Sanct Ragnhild's Quelle war für Ina der Teich Bethesda gewesen, dessen Wasser ein Engel bewegt und mit heilenden Kräften begabt hatte.

Ich habe auch gehört, daß die Innerste an Theodor's Hand zum Altar gehen wird und daß Frau Cäcilia Alles zu einer Hochzeit auf Innerstalund rüstet. Aber wie es damit steht, weiß ich nicht ganz bestimmt. Uebrigens halte ich eine Hochzeit hier für weit weniger wichtig, als daß die Innerste für Theodor, für die Mutter, für das Haus, für Alle nie aufhören wird, die Innerste zu sein und zu bleiben.

Und die „kleine Zwecke?" Wie wurde es mit ihm und mit seiner kleinen Flamme vom Berge?

Nein, lieber Leser! Da verlangst Du wirklich zu viel, wenn Du willst, daß ich Dir die „kleine Zwecke" als verheiratheten Mann, als „père de famille" und Gott weiß was Alles zeigen soll. Nur soviel glaube ich versichern zu können, daß „Zwecke" höchst wahrscheinlich auf dem Wege dahin ist und daß wir hoffen können, eine ziemliche Schar der allervortrefflichsten kleinen Zwecken werde eines Tages von ihm ausgehen. Es wäre auch Schade, wenn dieses ausgezeichnete Geschlecht auf der Erde aussterben sollte!

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

„Meine Engel!" rief er, indem er außer sich vor Rührung und Freude in die Arme der Mutter und der Innersten sank. Denn hier war ein Wunder geschehen. Die Innerste, das gelähmte Mädchen, war ihm entgegen gegangen!

Ein Wunder, ja; aber ein ganz natürliches Wunder! Denn Sanct Ragnhild's Quelle war für Ina der Teich Bethesda gewesen, dessen Wasser ein Engel bewegt und mit heilenden Kräften begabt hatte.

Ich habe auch gehört, daß die Innerste an Theodor's Hand zum Altar gehen wird und daß Frau Cäcilia Alles zu einer Hochzeit auf Innerstalund rüstet. Aber wie es damit steht, weiß ich nicht ganz bestimmt. Uebrigens halte ich eine Hochzeit hier für weit weniger wichtig, als daß die Innerste für Theodor, für die Mutter, für das Haus, für Alle nie aufhören wird, die Innerste zu sein und zu bleiben.

Und die „kleine Zwecke?" Wie wurde es mit ihm und mit seiner kleinen Flamme vom Berge?

Nein, lieber Leser! Da verlangst Du wirklich zu viel, wenn Du willst, daß ich Dir die „kleine Zwecke" als verheiratheten Mann, als „père de famille" und Gott weiß was Alles zeigen soll. Nur soviel glaube ich, versichern zu können, daß „Zwecke" höchst wahrscheinlich auf dem Wege dahin ist und daß wir hoffen können, eine ziemliche Schar der allervortrefflichsten kleinen Zwecken werde eines Tages von ihm ausgehen. Es wäre auch Schade, wenn dieses ausgezeichnete Geschlecht auf der Erde aussterben sollte!

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Bayerische Staatsbibliothek München

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Bremer, Fredrika,

Skizzen aus dem Alltagsleben

Bd.: [11,2]

Leipzig 1849

P.o.rel. 7462-8
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10038551-1